

Sublimes

philosophieren von unten

#6



animot

a queer reviewed journal. erscheint bei bedarf. kostet nix.

Philosophieren von unten

A Liquid Manifesto

Was ist Philosophieren von unten und warum bejahen wir es unbedingt?

Philosophieren von unten ist affektiv, körperlich, prekär, rhizomatisch, kynisch, wild, weiblich, lustvoll, poetisch, prosaisch, horizontal, performativ, kämpferisch, zärtlich, ab- und untergründig, sublim, gefährlich, erotisierend, sexy, anziehend, abstoßend, sensibel, roh und rau, rhythmisch, ausgedehnt, unvorteilhaft, kraftvoll. Und noch viel mehr.

Philosophieren von unten heißt, das Philosophieren nicht allein den Köpfen und Stühlen der „Akademia“ zu überlassen sondern es überall dort geschehen und ankommen zu lassen wo es wuchert, notwendig und anstößig wird, ins Leben gerufen wird, wo es Unwucht in die Wucht der Wissenschaftsbetriebe bringt.

Philosophieren von unten will endlich und unendlich wieder die Lust am Schreiben und Denken befreien!

Philosophieren von unten soll die Territorien des Denkens nicht kolonialisieren sondern wiederentdecken, befreien, ernst nehmen, gießen, wachsen und gedeihen lassen, die Kraftfelder des Denkens freilegen, in denen etwas entsteht, ungeplant und stürmisch und schleichend und Ausdruck annehmend, Schrift werden will.

Philosophieren von unten will eine neue Gemeinschaft, die keine „Gemeinschaft“ ist, eine neue Politik, die keine „Politik“ ist, eine neue Ökonomie, die keine „Ökonomie“ ist.

Philosophieren von unten muss unabhängig sein von Verlagen, Auflagen und Verkaufszahlen. Keine Anträge mehr! Es sei denn dem Denken einen Antrag machen!

Philosophieren von unten gibt dem Begehren zu Denken bedingungslos Raum.

Was tun?

Philosophiert von unten, gründet Bewegungen, werdet Welt ...
turn IT on!

Aktionskollektiv Philosophieren von unten = AKPhu

Inhalt

- 5 Manifestation 06
animot
- 7 Faux Grrras
Geschnatter aus der Gastrokrate
Peter Kaiser
- 15 Derrida's Real Little Cat
Kelly Oliver
- 17 Kaos, the Porpoise of Life
Kelly Oliver
- 19 The Cats of Puerto Rico
Kelly Oliver
- 21 Auf ein Wort. Tier.
Martin Huth
- 26 Dry Mouth
Kelly Oliver
- 26 The Trapper
Kelly Oliver
- 27 Writers are Dogs
Schreiben, Denken, Tier-Werden
Esther Hutfless und Elisabeth Schäfer
- 33 Postkarte - unterwegs von Belgrad nach Lausanne
Valérie Baumann
- 36 7/8.2.2015 2 Uhr früh
Friederike Mayröcker
- 37 Philosophisches
Wörterbuchwerkzeugkastenlexikon
- 39 4ème personnalité
Živo
- 45 [a ...]
Esther Hutfless und Elisabeth Schäfer
- 49 reh quiem
Bettina Schmitz

- 50 Is Schrödinger's Cat a Deleuzian Animal?
Tanja Traxler
- 53 // Das mit dem über Tiere //
Veronica Lion
- 56 Gebrannte Existenzen
Kerstin Weich
- 63 Sind wir auf den Hund gekommen und haben
das Schwein vergessen?
Judith Benz-Schwarzburg
- 74 Das Repräsentier oder Becoming Animal:
Wenn der_die Künstler_in zu einer Makrele wird,
die eine Katze verspeist.
Samuel Camenzind
- 77 Blue Life
Kelly Oliver
- 78 Kugelfisch
MÖSTRÖM
Soundtrack zum Heft
- 79 Impressum

Manifestation 06

animot

Es ist nicht nur, dass die Menschen sprechen. Es ist auch der Fall, dass sie sich selbst, d. h. ihrem Selbst und ihrer Selbstigkeit, *zu-sprechen* und anderen *ab-sprechen*. Letzteres trifft in besonderem Maße immer schon die Tiere, bzw. „das Tier“. Tritt es doch im anthropozentrischen Diskurs stets als Singular auf. Mit Tritten und Traktaten aus dem Kreise jener Lebewesen ausgeschlossen, die einzig und allein über Sprache, Vernunft, Kultur und Recht verfügen sollen. Welche Anstrengungen, Tiere zu halten und sich „das Tier“ vom Leibe zu halten! Um „zwischen Mensch und Tier eine ungeheure Kluft, einen unermesslichen Abstand zu eröffnen“, wie Schopenhauer die anthropologische Differenz anprangerte. Vielleicht aber auch, weil „das Tier“ in singulärer, einzigartiger Weise, die Menschen zu befragen weiß – so überdeutlich, so unter die Haut gehend, so präzise – wie sonst keine/r/s. Die Präzision der tierlichen Lebensformen erinnert uns – zählen wir uns denn zu den Menschlichen –, und verfolgt uns mit unserer eigenen Ähnlichkeit mit und der Herkunft aus der Welt der Tiere.

Eine Welt, die die Tiere – wie „der letzte Meisterdenker“ meinte – angeblich gar nicht haben bzw. bilden.

Teilen wir also erneut, wieder, wirklicher und stimmiger diese eine, diese viele Welten mit dem Tier, den Tieren, finden wir uns in einem „Mit-Sein“ mit ihnen wieder.

Kulturgeschichtlich hingegen haben wir den Spieß offenkundig immer versucht umzudrehen: Nicht das Tier verfolgte uns, wir verfolgten das Tier. Als Jäger_innen, als Züchter_innen, als Besitzer_innen, als Dompteur_innen, als Herrscher_innen fassten wir das Tier ins Auge, um dessen vorgeblich rein triebhaftem, instinktgeleitetem, wildem Wesen Einhalt zu gebieten. Um sein Treiben, Schlängeln, Gleiten, Streunen zu unterbinden.

Wer folgt also wem und in welcher Absicht? Mit Derrida könnten wir sagen: „Das Tier, das ich folglich bin/dem ich also folge“ (frz. „L’animal que donc je suis“) oder mit Cixous: the cat whose cat I am. Das heißt, nicht zu versuchen dem Tier irgendwelche Worte ins Maul, in den Schnabel zu legen, stattdessen ginge es um ein *ecce animot*, oder um ein *becoming animal*. Sich schlängeln, treiben lassen, streunen und wildern an den Rändern von Sprache, Sinn und Bedeutung: animots* // TierWorte. Animot/ TierWort, meint auch: bezeichnet, ohne selbst zu bezeichnen, sprachloses Anderes, Oberfläche für Projektionen, aber auch einen anderen Logos. Lassen wir uns also nicht länger hinreißen, Projektor_innen zu sein! Brechen wir aus, aus der klassischen Folge von Fährten – den Dichotomisierungen von Tier und Mensch, ratio und Instinkt, Bezeichnen und Bezeichnet-Werden.

* *animots* finden sich zuerst in Hélène Cixous' „La“ und in „Writing blind. Conversation with the donkey“.

Faux Grrras

Geschnatter aus der Gastrokrate

Peter Kaiser

Bei Tisch - ein Vorgeschmack

„Lieg anständig bei Tisch!“, mahnt ein römisches Familienoberhaupt seinen schwerst verkaterten Sohn, bevor im weiteren Verlauf eines Abenteuers von Asterix und Obelix lukullisch-orgiastischen Genüssen gefrönt werden kann.¹ *O tempora, o mores!* Die den gebotenen Anstand konstituierenden Tischmanieren sind so unterschiedlich wie Form und Zahl des Bestecks. Sofern vorhanden. Noch ist das letzte gallische Wildschwein nicht erlegt. Und nach wie vor hängen die Machtverhältnisse bei Tisch fragil miteinander zusammen; in den Fallstricken, Schleppnetzen, an den Langleinen des Benehmens. Umorientierung bei der Nahrungsaufnahme kann sich besonders am Familientisch schwierig gestalten. Ist dieser nicht eine Urszene kulminierender Konflikte, die sich nicht mehr unter die sprichwörtliche Tischdecke kehren lassen? Wo Generationenverträge brüchig und aufkündbar werden, weil es keinen, sei es patriarchal oder matriarchal verfügt Konsens zu Essenszeiten und Speisenfolge mehr gibt, die „Gemeinschaft stiftende Macht des gemeinsamen Mahls“² zerbröckelt und zerbröselst? „Durch die Verweigerung fast sämtlicher angebotener Nahrungsmittel habe ich meine Mutter unglücklicher gemacht, als es mir durch exzentrische Partnerwahl oder aussichtslose Berufe je gelungen ist“, schreibt Karen Duve in der „veganen Phase“ ihres Bestsellers *Anständig essen* über die Irritationen, die ein freundliches, aber bestimmtes Zurückweisen entsprechender Speisen auszulösen vermag.³ Und David DeGrazia weiß von blinden Flecken und halbleeren Tellern bei Ethikkonferenzen zu berichten:

The lunch provided for participants at an ethics conference includes no vegetarian entrée - even though you specified in accepting the invitation that you would need one. You ask the head of the catering team what vegetarians are supposed to eat. He says, "Oh, no problem. There's a salad" - as if those who try to eat cruelty-free are not entitled to a main course (even at an ethics conference).⁴

Auch ein Tierethiker ist, was er isst. *Plus exemplo quam verbo*. „Erkläre nicht beim Essen, wie man essen soll, sondern zeige es an dir.“⁵ Und auch ein stoisch vorgelebtes Zeugnis kommt selten ohne Worte aus. Schon gar nicht, wenn es statt auf dankbar aufgeklärtes Informationsbedürfnis auf einen Imperativ des „guten Geschmacks“ trifft: Handle so, dass die Maxime deines Handelns, anderen nicht den Appetit verderbt.

Wer glaubt, unangenehme Fragen über die Fleischtöpfe der Menschen stellen zu müssen, gerät schnell in Teufels Küche. Wer karno-reaktionäre Selbstgefälligkeiten zwecks Aufrechterhaltung allzu lieb gewonnener Bequemlichkeiten befragt, ist lästig und

droht, die *Haute cuisine* von Höflichkeit und Heuchelei zwischen Rinderkinderschnitzel, schillernden Haifischlocken und *living lobsters* zu ruinieren.⁶

Vermutlich weil es in den letzten Jahren auch feuilleton- und lifestylekompatibel signifikant leichter geworden ist, abseits von Beilagenpotpourris und der Verzichtslogik eines unfreiwilligen „Subtraktionsveganismus“⁷ ohne tierliche Produkte auszukommen, und das einst als sektiererisch verpönte „V-Wort“ auf Werbeflächen für Supermarktketten glänzt, beißt der Karnismus geschmacksverstärkt zurück – *gotcha!*⁸

In einer globalen Gastrokrate – mehr *Tyranny of Taste* als *Zoopolis* – bleibt der Appetit stets stärker als die Moral. Um die weltweiten Schlachtungen von rund 65 Milliarden (Land-)Tieren⁹ zu legitimieren, müssen Tierschutzbestimmungen einfach (legal) außer Kraft gesetzt und alle noch so schlüssig argumentierten *taste-trumping arguments* ignoriert oder verquert werden: „So sehe ich nicht, wie die Interessen einer Kuh an Wohlbefinden und Leben mein Interesse an exquisiten Geschmackserlebnissen übertrumpfen könnte.“¹⁰ *La vache qui ne rit plus.*¹¹ Delikat-Essen mit oder ohne Gewissens-Bissen? Geschmack verpflichtet.

Gewalt gegen Tiere – mit Beigeschmack

In *Woraus wird Morgen gemacht sein?* tischt Élisabeth Roudinesco Jacques Derrida populäre Gänge eines karno-phallogozentrischen Menüs auf. Roudinesco vergisst nicht darauf hinzuweisen, dass doch Hitler Vegetarier gewesen sei¹²; sie fragt, wie sich Derridas „Sorge aus Mitleid mit den Tieren mit der für die Menschen bestehenden Notwendigkeit, Fleisch zu essen, zusammenbringen“¹³ lässt; und was man tun müsse, um den von Derrida bekundeten „Willen zur Beschränkung des tierischen Leidens mit der Notwendigkeit einer industriellen Organisation der Aufzucht und der Schlachtung zu versöhnen, die es schließlich ermöglicht, so viele Menschen dem Hunger zu entreißen“¹⁴. Roudinescos fatale Fehleinschätzung der Massentierhaltung könnte beinahe parodistisches Potential Molière'schen Zuschnitts entfalten (zum Beispiel macht sich sein Philinte in *Misanthrope* über Cartesianer lustig) – doch sie meint es ernst. Derrida kontert lakonisch, „dass der Verzehr von Fleisch niemals eine biologische Notwendigkeit gewesen ist. Man isst nicht Fleisch einfach nur, weil man Proteine braucht.“ Es gelte auch „ein an archaische Strukturen gebundenes ‚kulturelles‘ Phänomen“ zu analysieren.¹⁵ Roudinesco scheint die kulinarischen „kulturellen“ Ansichten eines Fleischproduzenten, wie ihn Jonathan Safran Foer zu Wort kommen lässt, zu teilen:

Erst die Hochleistungsmast hat dafür gesorgt, dass alle genug zu essen haben. Denken Sie mal darüber nach. Wenn wir das aufgeben, geht es den Tieren vielleicht besser, vielleicht sogar auch der Umwelt, aber ich will auch keine Zustände mehr wie 1918 in China. Ich meine Hungersnöte. ... Es ist kindisch, und ich würde sogar sagen unmoralisch, über eine vegetarische Welt zu fantasieren, wenn wir schon solche Schwierigkeiten mit dieser hier haben. ... Trauen Sie nicht Ihren Augen. Trauen Sie Ihrem Kopf.¹⁶

Wissen ist nicht Anschauen. Und hätten Schlachthäuser gläserne Wände ..., würden manche Karno-PhallogozentrikerInnen einfach wegsehen und umziehen; etwas nicht sehen wollen, von dem bereits gewusst wird, dass es existiert. *From empathy to apathy*. Mag Derrida an anderer Stelle noch so eindringlich mahnen: „Von nun an kann niemand mehr ernsthaft die Verleugnung verleugnen.“¹⁷ Verdrängen und verleugnen – so ehrlich wie gefährlich. Selten betrifft es nur den Kopf, sondern erfasst die gesamte körperliche Person: von den global unter dem Kommando von Colonel Sanders und Ronald McDonald brutzelnden Fritteen bis zur lokalen T.K.V., *from farm to fork – smell the hell!*

[Derrida] Wenn man Ihnen wahrlich alle Tage das Schauspiel dieser industriellen Schlachtung vor Augen halten würde, was würden Sie dann tun? – [Roudinesco] Ich würde kein Fleisch mehr essen oder ich würde die Wohnstätte wechseln. Aber ich ziehe es vor, nichts zu sehen, selbst wenn ich weiß, daß diese unerträgliche Sache existiert. Ich denke nicht, daß die Sichtbarkeit einer Situation sie am besten zu erkennen erlaubt. Wissen ist nicht Anschauen. – [Derrida] Doch wenn jeden Tag unter Ihren Augen langsam, ohne Ihnen die Zeit der Zerstreuung zu lassen, ein Lastwagen vorbeifahren würde, vollgefüllt mit Kälbern, die aus dem Stall kommen, um in die Schlachtung zu gehen, könnten Sie dann noch über längere Zeit Fleisch essen? – [Roudinesco] Ich würde umziehen, aber wirklich, ich glaube, daß es mitunter, um eine Situation richtig zu verstehen und den notwendigen Abstand zu haben, das Beste ist, kein Augenzeuge zu sein. Und dann sollten wir nicht vergessen, daß die Gastronomie ein integraler Teil der Kultur ist! Könnte die Tradition der französischen Küche des Fleisches entbehren?¹⁸

Distanzlos vom visuellen Fern- zum gustatorischen Nahsinn wechselnd, bleibt bitterster historischer Beigeschmack. Gaumenkitzel und Brechreiz liegen nah beisammen. Derrida bleibt knapp und direkt: „Es gibt andere Mittel für das gastronomische Raffinement.“¹⁹ In der Tat! Nach Verzicht auf Beefsteak muss *mensch* sich nicht mit Pommes Frites begnügen.²⁰ Wie wär's mit veganer – *faux* – Foie Gras statt Stopfleber von der „richtig“ gequälten Gans?²¹ Ob Roudinesco das nussige Substitut schlucken würde? Oder ein französisches Staatsoberhaupt? „[W]er hätte in unserer Gegend eine Chance, Staatsoberhaupt zu werden und dadurch ‚an die Spitze‘ des Landes zu treten, der öffentlich, also beispielhaft erklärte, Vegetarier zu sein? Der Chef muß Fleischesser sein ...“²² *Apex Predator*²³, das letzte Glied in der Nahrungskette. *Carnivorus Rex*, der Endverbraucher in der Gastrokrate – olé!

[Roudinesco] Sie sind gegen den Stierkampf? – [Derrida] Ja, ich mißtraue jedenfalls sehr den Begierden, die sich damit verbinden, und den Formen, die sie sich geben. – [Roudinesco] Der Stierkampf hat indes sehr schöne literarische Texte inspiriert (insbesondere die von Michel Leiris). Und dazu riskiert der Stierkämpfer sein Leben in der Arena. Im Grunde ist der Stierkampf ein Kampf auf Leben und Tod, ein Turnier, bei dem Waffengleichheit besteht zwischen Mensch und Tier, eine Art Überbleibsel aus der Epoche der Ritterlichkeit. Es ist das Gegenteil von der Jagd oder der Schlachtung. Ich denke nicht, daß man alle hochgefährlichen gewalttätigen Praktiken untersagen sollte.²⁴

Aussagen, so wertvoll wie ein kleines Steak – aber Waffengleichheit zwischen Mensch und Tier? Von wenigen „ritterlichen Begnadigungen“ (auf Zeit) abgesehen, stirbt der Stier immer. Sei es nach der *S/Tierhatz* in Pamplona oder unter der Sonne Sevillas.²⁵

Schlag nochmals nach bei Leiris und Bataille; z. B. wenn die *Geschichte des Auges* drastisch die Geburt der „obszönen (menschlichen) Tiere“ aus dem Geiste ihrer Grausamkeit entfaltet. Vielleicht lässt sich nun der Dialog nicht nur als Roudinescos Versuch deuten, Derrida unumwunden unmissverständliche Statements zu entlocken, sondern auch als Paraphrase des folgenden Zitates zum spanischen Stierkampf interpretieren: „Man sieht – auf der Ebene symbolischer Repräsentation – ein seltsames Schillern der geschlechtlichen Identität. Der Torero beginnt effeminiert, der Stier als das männliche Wesen schlechthin. Während der Faena kehrt sich dieses Verhältnis um: der Stier endet, seiner Kraft beraubt, mit weiblichen Zuschreibungen, der Torero triumphiert als der Super-Macho.“²⁶

Wird vom herrschenden Schema, das „die karnivore Virilität in sich birgt“²⁷, ausgegangen, dann mag es „seltsam schillernd“ anmuten, wenn bestens tradierte, karno-phallogozentrische Stereotypen von einer Frau vorgebracht werden. Derrida beginnt also „effeminiert“ defensiv, lediglich respondierend auf Roudinesco, die karnophil „virilisiert“ das Gespräch offensiv vorantreibt. In dessen Verlauf wird sie jedoch der peinlich berührenden, penetrierend klischierenden Kraft ihrer Worte beraubt – bis sie es schließlich gar vorzieht, „nichts zu sehen“. Allerdings fällt das Ergebnis eher als professorale Rüge, denn als argumentativer Triumph eines philosophischen Toreros in der „großen Arena dissoziierten Denkens“²⁸ aus: „Ich könnte Ihnen viele Beispiele geben, die Sie beunruhigen würden.“²⁹

Die Kunst des Tötens – ein Nachgeschmack

So vorsichtig mit „phallischen“³⁰ Klischees zu spielen und so bestimmt mit ihrer Dekonstruktion umzugehen ist, so eindrucksvoll können sie bisweilen in Szene gesetzt werden – wenn Arthur Miller und John Huston in einer Schlüsselszene von *Misfits* traditionelle Genderrollen in der Wüste von Nevada eskalieren lassen: Die „letzten Cowboys“ (Clark Gable, Montgomery Clift, Eli Wallach) fangen wilde Mustangs nicht mehr, um aus ihnen gezähmte Nutztiere und Tiergefährten zu machen, sondern um sie an eine Fleischfabrik zu verkaufen, die sie zu Hundefutter verarbeitet. Roslyn (Marilyn Monroe), die in mehrfacher Hinsicht zwischen den Männern steht, erträgt das grausame Spektakel nicht länger, und brüllt sie an:

Killers! Murderers! You're liars! All of you, liars!
You're only happy when you can see something die!
Why don't you kill yourselves and be happy?!
You and your God's country! Your Freedom!
I pity you! ...
Butchers! Murderers!³¹

Es bleibt zu vermuten, dass kein geringer Teil der dargestellten auch mit realen Qualen der gefilmten Pferde einherging. Dem

künstlerischen Umgang mit (noch) lebenden Tieren ist nicht zu trauen, wenn reales Leiden reproduziert und somit vermehrt wird. Es gibt die un-/heimliche anthropozentrische Apologetik einer - zugespitzt gesprochen - „Snuff-Ästhetik“, die, über das Arbeiten mit totem Material hinausgehend, das Töten und Leiden von Tieren für künstlerische Zwecke in etwa dem Maße in Kauf nimmt oder provoziert, wie es die experimentierfreudige Grundlagenforschung praktiziert und offensichtlich unausrottbare mörderische Modetrends mit Pelz und Leder saisonal vorführen. Dafür gibt es ein kauf- und konsumfreudiges Publikum: „Sadisten, Voyeure und Moralisten“³² - nicht so sehr die wenigen „Crush“-FetischistInnen als vielmehr die hochkulturellen JägerInnen und SammlerInnen, Feinspitze und Vogelfänger, die sich beispielsweise an den im Auftrag des Künstlers (selbstverständlich „schmerzfrei“) getöteten Rindern Hermann „Wir sind Raubtiere“³³ Nitschs, Damien Hirsts Formaldehyd-Zoo, Iris Schiefersteins „Bestiarien“ oder Paul Renners „Teuflischem Bankett“ delectieren. Hin- und hergerissen zwischen Ausweidungsphantasien und Einverleibungen der Eröffnungsbuffets. Vorbei taumelnd am (mutmaßlich) hungernden Straßenhund Navidad von Guillermo Vargas' *Exposición No.1*, den dieser in einer Galerie in Managua, Nicaragua exhibitionierte. Oder in medial geschürter Erregung partizipativ-performativ einen Goldfisch im Mixer von Marco Evaristtis Installation *Helena* im dänischen Kolping zermusend.

Und weil von „Blut und Beuschel“-Splatterconnaisseurs schon längst zur subkulturellen Folklore verklärt, sei auch an Umberto Lenzi und Ruggero Deodatos „kultige“ Kannibalfilme erinnert, für die natürlich keine Menschen, aber etliche Tiere ihr Leben lassen mussten. Nicht zu vergessen Francis Ford Coppolas *Apocalypse Now*: Geblendet von unbestrittenen filmischen Qualitäten wurden auch Szenen wie die eines zu Tode zerhackten Wasserbüffels gebannt verfolgt.³⁴ Es gibt und gilt also noch so manches zu verdauen.

Wenn man die Freiheit der Kunst als höchstes Gut setzt, akzeptiert man damit das Machtgefälle zwischen Tier und Mensch, das dazu führt, dass Menschen definieren, welches Leiden notwendig bzw. vertretbar ist und welches nicht. Die wahre Obszönität ... ist, dass hier Tiere zu bloßen Objekten künstlerischer Produktivität degradiert werden und weder ihre Individualität noch ihre Leidensfähigkeit als schützenswerte Qualitäten berücksichtigt werden. ... Ist ein Tod für das Abendessen vertretbarer, als ein Tod für die Kunst? Für das beteiligte Tier ist das Ergebnis dasselbe, sein Leben ist beendet.³⁵

Wer dieses Instrumentalisieren von Tieren zu künstlerischem Material ebenso wenig goutiert wie das Reduzieren dieser Lebewesen zu Lebensmitteln, die/der wird auch andere Ausdrucksmittel und Interaktionen zwischen Mensch und Tier ersinnen.

„All the violence was safely simulated.“³⁶ Welch fantastisches Kunststück wäre es, dieses Prädikat allen Produkten und Produktionen verleihen zu können!

Anmerkungen

- 1 René Goscinny, Albert Uderzo, *Die Lorbeeren des Cäsar*, Stuttgart 1974, 22.
- 2 Christina von Braun, „Das Stieropfer“, in: ZDF-nachtstudio (sic! Hg.), *Mensch und Tier. Geschichte einer heiklen Beziehung*, Frankfurt a. M. 2001, 204.
- 3 Karen Duve, *Anständig essen*, Köln 2011, 206.
- 4 David DeGrazia, „Regarding the Last Frontier of Bigotry“, in: *Logos: A Journal of modern society and culture* 4.2, 2005. http://www.logosjournal.com/issue_4.2/degrazia.htm
- 5 Epiktet, „Woran erkennst du den Philosophen“, in: *Handbüchlein der Moral*, Wien/Stuttgart 1951.
- 6 Zusätzlich zur EU-Gesetzgebung zum Schutz von Wirbeltieren und Kopffüßern erkennt das österreichische Tierschutzgesetz auch Zehnfußkrebse als leidensfähige Tiere an; TSchG § 3.
- 7 Ein typisch Österreichisches Beispiel dafür: konventionelle Portion: Schweinsbraten mit Knödel und Kraut; vegetarische Variante: Knödel und Kraut; vegane Variante: Kraut.
- 8 Der von Melanie Joy geprägte Ausdruck „Karnismus“ und Derri-das „Karno-Phallogozentrismus“ werden hier weitgehend synonym verwendet. Auch das „karnistische“ *Beef! Für Männer mit Geschmack* will weniger Koch- als Lifestylemagazin sein; siehe das Interview mit dessen Chefredakteur in: Matthias Rauch, „Eating Gender. Männliches Fleisch und weibliches Gemüse?“, in: *testcard. Beiträge zur Popgeschichte*, #22: *Fleisch*, Mainz 2012, 47–55.
- 9 „Weltweite Schlachtungen, amtliche und amtlich geschätzte Zahlen, 2011, FAOSTAT“ in: Heinrich-Böll-Stiftung, Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland, *Le Monde diplomatique* (Hg.), *Fleischatlas, Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel*, 2014, 19. Für zu Nahrungszwecken getötete im Wasser lebende Tiere gibt es nur vage geschätzte 12-stellige Zahlen.
- 10 Dies ist eine Verquerung von DeGrazias Aussage in: „Gleiche Berücksichtigung und ungleicher moralischer Status“, in: Friederike Schmitz (Hg.), *Tierethik*, Berlin 2014, 150.
- 11 *La vache qui rit* – „Die lachende Kuh“ – ist der Markenname des Schmelzkäses der französischen Firma Bel.
- 12 Jacques Derrida/Élisabeth Roudinesco, „Gewalt gegen Tiere“ [Kap. 5], in: *Woraus wird Morgen gemacht sein? Ein Dialog*, Stuttgart 2006, Ebd., 119.
- 13 Derrida/Roudinesco (2006), 118.
- 14 Ebd., 122f.
- 15 Ebd., 123.
- 16 Jonathan Safran Foer, *Tiere essen*, Köln 2010, 115–117.
- 17 Jacques Derrida, *Das Tier, das ich also bin*, Wien 2010, 50.
- 18 Derrida/Roudinesco (2006), 124. Inzwischen hat Roudinesco eloquente Sekundanz bekommen: Dominique Lestel, *Apologie du carnivore*, Paris 2011. Für eine kritische Diskussion von Lestel und Derrida, der sich den Vorwurf gefallen lassen

- muss, weder (Tier-)rechtspositionen noch einen „veganen Imperativ“ „signieren“ zu wollen, siehe Gary Steiner, *Animals and the Limits of Postmodernism*, New York 2013.
- 19 Derrida/Roudinesco (2006), 124.
 - 20 Siehe Roland Barthes, „Beefsteak und Pommes Frites“, in: *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M. 1964, 36–38.
 - 21 So genannte Fleischersatzprodukte, die sowohl geschmacklich als auch in Form und mit Bezeichnung Fleisch- und Wurstwaren nachempfunden sind, treffen sich bestens mit dem Schlaraffenland-Narrativ von bereits essfertig herumhüpfenden und durch die Luft fliegenden „Tieren“.
 - 22 Jacques Derrida, *Auslassungspunkte. Gespräche*, Wien 1998, 292. In der Fußnote dazu berührt Derrida in dem 1988 mit Jean-Luc Nancy geführten Gespräch kurz die leidige Frage bezüglich Hitlers Vegetarismus. Dieser „stellte seine vegetarischen Angewohnheiten selbst nicht als Beispiel hin.“ Ebd. 420. Sehr aufschlussreich dazu: Boria Sax, *Animals in the Third Reich*, Providence, RI 2013, 23f.
 - 23 Höre Napalm Death, *Apex Predator – Easy Meat*, 2015.
 - 24 Derrida/Roudinesco (2006), 129.
 - 25 Georges Bataille, „Die Geschichte des Auges“ [Kap.11], in: *Das obszöne Werk*, Reinbek bei Hamburg 1972; freilich bezahlt darin auch der junge Matador Granero mit seinem Leben. Höre Morrissey, „The Bullfighter Dies“, auf: *World Peace Is None Of Your Business*, 2014.
 - 26 Karl Braun, *Der Tod des Stiers. Fest und Ritual in Spanien*, München 1997, 216; zit. nach: Braun (2001), 222.
 - 27 Derrida (1998), 291.
 - 28 Cora Diamond meint mit dieser „Arena“ die „heutige Debatte über die Rechte der Tiere“; Cora Diamond, „Begriffsverlust“, in: *Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie*, Frankfurt a. M. 2012, 262.
 - 29 Derrida/Roudinesco (2006), 130.
 - 30 Nan Mellinger übernimmt den Ausdruck von Christina von Braun; Nan Mellinger, *Fleisch. Ursprung und Wandel einer Lust*, Frankfurt a. M. 2003, 153.
 - 31 Gedreht 1960. http://www.script-o-rama.com/movie_scripts/m/misfits-script-transcript-marilyn-monroe.html
 - 32 Laut Marco Evaristti fallen „wir Menschen“ in diese drei Kategorien. Eine detaillierte kritische Analyse seiner „Tötungschoreographie“ Helena (2000) sowie Guillermo Vargas' *Exposición No.1* (2007) unternimmt Jessica Ullrich, „Achtung Lebende Tiere! Ästhetik und Ethik in der zeitgenössischen Kunst“, in: Stephanie Waldow (Hg.), *Von armen Schweinen und bunten Vögeln. Tierethik im kulturgeschichtlichen Kontext*, Paderborn 2015, 219ff.
 - 33 So der Künstler, der das Karnivore der „menschlichen Natur“ fröhlich ernst zu nehmen geneigt ist, in einem Beitrag der ORF-Sendung „Kulturmontag“, ausgestrahlt am 01. 10. 2012.
 - 34 Die American Humane Association (AHA) überprüft bei Dreharbeiten die Einhaltung von Tierschutzbestimmungen und ver-

leiht den Filmen gegebenenfalls das Prädikat „No animals were harmed.“ *Apocalypse Now* erhielt folgerichtig als Rating „Unacceptable“. <http://www.americanhumanefilmtv.org/movie-review-archives/>

35 Ullrich (2015), 225f.

36 Zuletzt gesehen im Abspann von Kornél Mundruczós *Fehér Isten* – *Underdog* (Ungarn 2014).

Derrida's *Real Little Cat*

Kelly Oliver

Eliot names each singular cat,
Mistoffelees, Gumbie, Macavity,
All of these names are bound to fall flat,
To spite his insistence on gravity.

Growltiger, Gus, Deutronomy.
Jellicles, Skimbleshanks, Morgan,
No matter the name
Result is the same,
Some top secret title's left over,

A name the cat will never confess,
no humans will ever discover.
But that's no excuse, not to address
uniqueness in each little lover.

No abstracted felines of poetry,
Neither Rilke's *Schwartzze Katze*
nor Baudelaire's *Le Chat*.
Figurative panthers can't paw a tree.

Lions may be nobler than rats,
But nothing beats J. D.'s little cat.

His embarrassment couldn't be queerer.

Ashamed and nearer,
In pussycat mirror,
He hides his sex fearing she'll bite it.

He runs away
As fast as he can
Grabbing his pen up to write it.

Deconstruction craves singularity,
But getting there means psychotherapy.

Say the animal responds by howling,
Does it suffer the toughest stuff?
If Alice can't tell purring from growling,
It's 'cause she doesn't listen enough.

Whacking hedgehogs with flamingo mallets,
Backtalk and madness are her talents.
She's a Cartesian,

In love with cohesion.
Still, his pussycat's realer than Alice.

It's not a question of thought or speech,
But whether or not they can suffer.

Their differences put them out of our reach;
Corralling them keeps getting tougher.
If a lemur's considered the same as a leech,
Philosophy only gets rougher.

Refusing to burden the whole feline race
With obligations for our securing
Pride and privilege of having a face;
What's proper to man's disappearing.

Lumping the animal into one word
Now, that's an asininity.
Contra Heidegger and the absurd,
We are closer to them than divinity.

Kaos, the Porpoise of Life

Kelly Oliver

I called him Kaos poody, silly willy, and bandini
I called him funny bunny, budrella and hoodini
I called him principiccio, Buddah-udah, and the snortus
But if I dare to tell the truth, he gives life sweetest porpoise.

He wasn't like McCavity, and neither was he Wizard
Defying laws of gravity, and deftly catching lizards.
The Kaos pood-pood-nicky, fastidious with his locks,
wasn't bad-boy Yuki, who stinks outside the box.

Yukiyu will taunt yah, and so did Kaos too.
Both can sit like Buddah, though Yuki jumps at boo.
Unlike that poopasorus, who runs throughout the house
Kaos poodie oodie, could never catch a mouse.

He was Mr. Cheivious, playing poody games,
Some of them were devious, always without aim.
Even supercilious, that teaser entertained.
Kaos Trouble Poody, it was his middle name.

He nibbled on the rubber plants, they always made him sick.
Too lazy to go chasing ants, wet saucy food he licked.
Don't let him near the plastic, and ribbon's even worse,
He swallowed it fantastic, too messy for this verse!

I called him Kaos poody, poodini and poop-snort
I loved him more than anyone, his life was much too short
I prodded and I poked him, jelly belly stayed amorphous
Though Nietzsche taught me many things, he gives life sweetest porpoise.

Toilet paper he unwound, to watch it piling up
Trinkets ever lost he found, tried drinking from your cup
He jumped in the jazzuci, to see if he could swim
He spoiled pancakes for Suzi, and wrecked the plate for Tim.

Walking on the table, sleeping on the desk
His fur was soft as sable, and smelled sweet gingeresque.
Wearing furry slippers, sliding 'cross the floor,
Giving gifts of gentle purrs, I loved to hear him snore.

Blue eyes like sapphire planets, magic stuff of dreams,
Attracting folks like magnets, this cat's not what he seems.
Some confounded people, fearing an attack
Had the gall to ask me, isn't that a yak!

Escaping like Hoodini, nonchalantly sauntering out
Hiding like a meanie, 'til I heard your snoring snout.
Riding magic carpets, then choreograph a dance
I'm forever in your debt, for furry-covered pants.

The Limpet was not graceful, he ruined Wizard's hunt
By rushing at a chimpunk, impulsive silly stunt
Then Wizard had to slap him, and right across the face
A lover not a fighter, he laughed without disgrace.

I called him Kaos poody, silly willy, and bandini
I called him the snooda, tuna-luna, and zucchini
I called him seal-point princess, burry furry, and the orkus
To all of my philosophies, he gives life sweetest porpoise

Unlike a dog he wouldn't come, whatever name I used
Just seeing him uplifted me, my spirits he amused.
I miss that snortus porpoise, I cry for him at night
His regal presence haunts us, but we must not lose sight.
All roly-polyed into one: wisdom, calm and strife,
Most beautiful companion, the meaning of my life.

The Cats of Puerto Rico

Kelly Oliver

The cats of Puerto Rico may seem a motley crew;
They are sinewy and street-wise, soaked with morning dew.
Their fur is sometimes patchy or spiked in disarray,
Missing ears or tails adds distinction, so they say.

San Juan is home to thousands sunning by the sea,
Calicos and tabbies, indifferent as can be.
Tourists point and pester, giggle and cajole
But the cats of Puerto Rico never lose control.

They may be scrawny outcasts living by their wits,
Behind La Fortaleza, no rat escapes their mits.
Defiantly they bathe themselves for all the world to see,
But keep their hearts a secret and never voice their plea.

While sympathetic bipeds feed these wayward souls,
Some malicious monsters bury them in holes.
Making cement overboots, then putting them in sacks,
These wicked spiteful snarkies deserve claw-toothed attacks.

The cats of Puerto Rico living on the street,
No pedigrees or groomers find stinky scraps to eat.
But in elite Condado three princesses retreat,
To a paradise of orchids, tasty lizards and sweet meat.

Each Himalayan princess is vying for the throne,
Jealous of her sisters, she eats her pastelón.
Closer to morcillas, than a snobby British scone,
Brawling's not beneath them when it comes to chicharrón.

After Moto's sad departure, the house was filled with gloom.
Mito was the first to come to bring back life's sweet bloom.
Princess Mito used a highchair like a proper human child,
But her torti personality was nothing you'd call mild.

Breathing like Darth Vader when she jumped and chased the moon.
Her snorting and her snoring drove the sanest from the room.
Like other perfect beauties in her toney neighborhood,
She got a nose-job pronto, and that fixed her snout for good.

She was their one and only, princesa to be sure
Until the garden beckoned with all of its allure.
There amidst the flowers and the salty tropic breeze
Stood giant Bengal canine, ferocious as you please.

They became the best of friends and cleaned each other's face;
But human beings in the yard were warned to carry mace.
And even though she loved him, the mistress of the house,
Around Bengal the terrible, would tip-toe like a mouse.

Precious Princess Mito dined off a silver tray;
That's until the dreadful gift of Mimi made one day.
Just a little kitten she was smaller to be sure,
But Mimi was a feisty thing who loved to growl and purr.

They called her Cacadora because a mess was made;
A super squad of cleaners had to scoop it with a spade.
Jealous Grand Dame Mito retreated up the stair;
Impish Mimi took the rap, which later proved unfair.

Cook swept her from the kitchen, but Mimi slayed the broom;
Like Artemis the hunter, she fled to stalk a loon.
Everyone was worried that she had flown the coop,
But exploradora Mimi had simply made the loop.

When Mimi first went missing, the mistress cried with fear
Cacadora was mischievous, but a princess very dear.
To comfort lovely mistress, seal-point Tutu now appeared,
Cooing gentle melodies, she sang to stop the tears.

Adoring kitten Tutu was afraid and shy at first,
From the other princesses she always feared the worst.
Though Mito never reconciled, the kittens danced and played;
They entertained the mistress with the silly games they made.

Tutu liked to chirp and peep, cross-eyed little bird,
While her grumpy, rowdy sisters hardly ever said a word.
Instead they planned and plotted for revenge or being free
Mito dreamed of being queen, while Mimi dreamed coquí.

The cats of Puerto Rico are a varied lot its true,
Take Condado princesses eating fresh fish stew.
But what of rakes and gamblers living on the pier
None of these fine felines are deserving of a jeer.

While colloquies of bitches have no apparent winner;
The cats of Puerto Rico could eat their dogs for dinner.
Like Fina and like Franka, high and low must go together,
Even pampered Persian pets get scrawny in wet weather.

Our Himalayan Princesses are happy on your knee,
Graceful little lions in their casa by the sea.

For Rosario
From Kelly

Auf ein Wort.

Tier.

Martin Huth

Aber man darf nicht unmenschlich sein. Natürlich, von Natur aus, sind wir ja doch irgendwie Tiere – ist es aber auch die gleiche Natur, von der aus wir *keine* Tiere sind? Wir haben nicht nur Stimmen, mit denen wir uns die Freude und den Schmerz aus dem Leib schreien können, sondern auch noch die Sprache¹. Wir können sprechen und damit nicht nur das unmittelbar Gute und Schlechte aus uns herausbrüllen (wen auch immer das interessieren möge), sondern auch das Gerechte und das Ungerechte unterscheiden und definieren und deklarieren und einfordern (wen auch immer das interessieren möge). Darum sind wir vernünftige Wesen (*zoon logon echon*), die sich die Politik (*zoon politikon*) erfunden haben, um ihrer Natur gerecht zu werden. Die Vernunft, ja, die fehlt den Viechern. Wir aber, wir Menschen!, beherrschen mit dem Inhalt unseres Kopfes unseren Körper und stellen uns so als Menschen, die wir schon sind, überhaupt erst einmal her². Wir machen uns selber kraft unserer Vernunft. Und es ist so langweilig ohne Vernunft, alles ist in einem Ablauf, ohne dass jemand mitdenkt und mitfühlt – eine Maschine, das ist das Tier ... nein, nicht nur beinahe, sondern wirklich wahrhaftig eine Maschine. Denn der Mensch, wenn er denn wirklich als einer gelten darf, und sei er noch so stumpfsinnig und dumm, kann wenigstens ein paar Wörter zusammenstoppeln, auf die wir uns einen Reim machen können.³ Wir sehen klar und deutlich, dass das noch der größte Trottel kann, solange er diesseits der Grenze zum Tier sein Leben lebt. Aber das Tier, dümmer als jeder Trottel, genial als Maschine. Und darum werden angeblich jährlich 234.624.000 Tonnen geniales Fleisch maschinell erzeugt und aus unseren Schlachthöfen, große Werkstätten, geliefert.⁴ Etwa 60.000.000 Wirbelmaschinen werden für mehr oder weniger wissenschaftliche Zwecke verbraucht, auf das eine oder andere Verschleißteil sollte es uns hier nicht ankommen.⁵ Und es ist so langweilig, Descartes dafür die Schuld zu geben, aber es ist auch einfach und stiftet Gemeinschaft zwischen den Gerechten, und wir Menschen sind gemeinschaftliche Tiere.⁶

Aber man darf nicht unmenschlich sein. Sonst würde jemand Descartes an die Wand nageln⁷ und meinen, damit im Recht zu sein. Aber man darf nicht unmenschlich sein. Wir können zwischen dem wirklich Guten und dem wirklich Bösen unterscheiden, das verleiht uns eine Würde, die dem Vieh doch nicht zukommen darf – darum nageln wir Descartes nicht an die Wand, auch wenn Vivisektionen keineswegs langweilig sind. Schließlich sollen wir doch die Menschheit in unserer eigenen Person und in der jedes anderen achten.⁸ Aber wer besoffen wie ein Ochse vergessen hat, wie man moralisch sein mag, sagt der große Immanuel Kant, Verfechter der gleichen Würde aller Menschen, der hat sich um seine

Menschlichkeit ebenso gebracht wie um die Achtung der Anderen: „Im Zustande der Betrunkenheit ist der Mensch nur wie ein Tier, nicht als Mensch, zu behandeln [...].“⁹ Aber man darf nicht unmenschlich sein. Deswegen muss man den Betrunkenen und das Tier nicht schlagen wie einen Tanzbären oder abschlachten wie ein Schwein. Man muss fair bleiben. Man darf nicht die einen so, und die anderen so, oder umgekehrt. Warum soll ich das nicht dürfen müssen? Na, weil das den Tieren auch weh tut, du blöde Kuh!¹⁰ Und sie erleben den Schmerz wahrscheinlich genauso wie wir. Nicht nur der Hund und die Katze. Auch das Schwein. Und selbst der Fisch, den man vor 35 Jahren noch ignorieren und im Anschluss essen durfte¹¹, ist mittlerweile schmerzempfindlich geworden – wir haben das bewiesen.¹² Das gebietet die Vernunft, denn warum darf ich meiner Nachbarin (der mit der bitteren Visage, die alle übers Ohr haut, die, mit der blöden Schwester) nicht mit einem Beil den Schädel spalten?¹³ Weil ihr das weh tut, so wie mir auch. Und dann hat sie noch so viel vor in der Zukunft, die ihr noch bleibt. So wie der Hund und die Katze und das Schwein. Ich weiß nicht, ob der Besoffene auch so viel vorhat. Kommt wohl darauf an, wieviel er getrunken hat. Speziesistinnen seid ihr, die ihr den Menschen vorzieht, bloß weil er auf einer Tafel das Etikett homo sapiens (und gar: sapiens) bekommen hat. (Peter Singer hat Richard Ryder dieses Wort aus dem Mund genommen und zu seinem gemacht). Speziesisten seid ihr, wenn ihr euren Hund liebt und das Schwein zum Fressen gern habt. Das ist eure Verblendung, eure Ideologie, aus der ihr euch nicht befreien könnt, solange ihr euch nicht vorher, während der Befreiung und nachher schämt. Raus aus der selbstverschuldeten Psychopathologie (ICD-10-GM-2015: F22.0 Wahnhafte Störung)! Über den pubertären Veganismus lacht ihr. Ich schimpfe über euren kranken Karnismus¹⁴. Schizophrenie derer, die essen, was sie selber sind (Grüße von Bataille) und so tun, als würden sie nur essen, was sie nicht selber sind (Grüße von Derrida und Nancy). Schon der als Tierethiker weltberühmt gewordene Leo Tolstoi hat gesagt: „Wenn der Mensch ein Tier sterben sieht, so befällt ihn ein Grauen: das, was ihn selbst ausmacht und seinen eigenen Wesenskern bildet, das wird vor seinen Augen vernichtet, es hört auf zu sein.“¹⁵ Mahlzeit. Aber man darf nicht unmenschlich sein. Was ist mit denen, die nichts vorhaben? Die, die noch dümmer und stumpfsinniger sind als die größten Trottel, die wir uns vorstellen können? Sollen wir die wirklich als menschliche Personen begreifen? Da haben doch wichtige Philosophen von Aristoteles über Descartes bis zu Singer gewichtige Einwände! Nicht schon wieder ein Rückfall in die Barbarei des Karnismus und Speziesismus! Was ist denn mit den dementen Alten, den Kranken, den behinderten Menschen, den Kindern, den Föten und Zygoten? Sollen wir die essen? Warum?¹⁶ Und was sollte man zu Down-Syndrom für einen Wein servieren? Aber man darf nicht unmenschlich sein. Sind es die Schweine, die wir genozidieren (Derrida will keinen Zweifel daran lassen)¹⁷? Sind es dieselben Gründe, weshalb man Lassie und Imre Kertesz

nicht quälen darf?¹⁸ Kertesz war entrechtet, aber er hätte ein Recht zu haben gehabt. Natürlich, man kann von Natur aus Rechte haben, alle sollen ein Recht haben auf die Unversehrtheit von Leib und Leben. Mutter Natur hätte viel deutlicher ihre Stimme zur Sprache erheben sollen, damit das Recht sein Recht bekommt. Egal, was für ein Zweck es sei, man darf doch keinen opfern, der sich als Subjekt seines Lebens erlebt, für den es irgendwie ist, so zu sein.¹⁹ Daraus machen wir einen universalen, einen nicht-pubertären, sondern ultraobjektiven veganen Imperativ.²⁰ Endlich sehen wir klar und distinkt und wissen: Dem Schweinebraten, dem Teller Cozze Buzzara sind Mord- und Totschlag vorangegangen. Und du kannst noch so gut essen, schon dein Waldspaziergang ist ultraobjektiv betrachtet ein widerwärtiges Massaker²¹. Wie viele Tiere hast du gedankenlos (Wildschwein!) zertreten, deine Zerstreuung als Apokalypse, deren Harmonie unsere Seele befreit von kapitalistischer und technoscientistischer Beschleunigung unseres Lebens, von der Disziplinierung, zu der wir uns selber diszipliniert haben. Ein Genuss!

Aber man darf nicht unmenschlich sein. Der Mensch hat Augen, weil er ja immer schon ein Sehender ist²². Dann sieh hin! Was siehst du? Eine Leidensfähigkeit, zu messen als 0,7489? Ein Gesetz, ein veganer Imperativ, der quer über die Stirn des Schlachtviehs zu blinken beginnt, wenn seine Majestät der Blunzenkönig (oder der Prekaritärer im Betrieb einer Majestät, deren Antlitz er nicht kennt) sein Messer zu wetzen beginnt? Siehst du deine karnistische Ideologie, deinen Wahnsinn vor dir liegen? Das sieht doch kein Mensch. Aber was sieht ein Mensch dann? Jetzt pass bitte auf, dass dich nicht schaudert. Denn Herrn Hrabal ist folgendes passiert (und wehe, du lachst): „Das Mäuschen äugte mir in die Augen, und ein Schauer überkam mich, ich sah, dass in diesen Mäuseugen in diesem Moment mehr war als der bestirnte Himmel über mir, mehr als das moralische Gesetz in mir.“²³ Bohumil Hrabal hat sich von einer Maus gesehen gesehen. Man könnte nun einwenden, man sollte aus fachlicher Sicht einwenden: Naja, die Maus, die ist schön und gut, doch das kann man doch nicht generalisieren. Aber Derrida gehört der Katze. Er steht ihr gegenüber, nackt, wie der Mensch sich schuf, und kann nicht nicht antworten. Wäre es nur die Ungewissheit, ob er sich mit der Katze die Zeit vertreibt, oder sie sich mit ihm²⁴ ... das wäre alles nicht so schlimm. Das wäre eine Frage, mit der man sich schon die Zeit vertreiben kann. Aber Derrida gehört der Katze, sie schaut in ihn hinein, und er kann nur noch nachträglich, ihr hinterher, antworten und angenommen haben, dass die Katze als leiblich-lebendige ihn betrifft - allenfalls wird Derrida noch von der Zeit vertrieben. Nichts wird Derrida „je die Gewißheit aufheben können, daß es sich hierbei um eine Existenz handelt, die jedem Begriff gegenüber rebellisch ist. Und um eine tödlich Existenz, denn sobald sie einen Namen hat, überlebt ihr Name sie bereits.“²⁵ Und in dieser Gewissheit Rede und Antwort stehen zu können, dem vermeintlichen Alogon zu entsprechen, das ist das Gegenteil von bestialischer Dummheit (*bêtise*). Und endlich aufhören zu ver-

leugnen, dass wir verleugnen, vor uns selbst verleugnen²⁶, dass wir grausam den Tieren vorenthalten, was wir ihnen schulden müssten. Das wäre der Ausgang aus selbstverschuldeter Unmündigkeit, aus eigenverantwortlicher Verrücktheit. Denn dumm oder bestialisch, das sind doch nur die, die verlernt haben, sich als Tiere zu verstehen, weil sie gelernt haben, sich *selbstbewusst* (und nicht wie die Viecher) zu langweilen²⁷. Langeweile ist tödlich, aber nicht immer für den, der sich langweilt.

Aber man darf nicht unmenschlich sein. Wenn man das sieht, wie kann man dann auch die zinswuchernde Frau und ihre Schwester erschlagen, oder muss man sehen, um sehen zu können? Wie muss man dann aber sehen sehen? Muss man in den Anderen hinein, um ihm nicht nur in die Augen, sondern in den Blick sehen zu können? Muss ich dann nicht das Mäuschen und die Fledermaus und der Fisch werden, die mir da zuzwinkern und mit den Augen lachen, dass es zum Weinen ist? Und darf der Blinde des Lahmen Fleisch essen? Und das Gesicht des Menschen, der Ort des Blickes, ist das ein anderes als das des Tieres?²⁸ Oder ist das menschliche Gesicht auch nur das eines Tieres? Und wenn der Mensch auch hergestellt ist, von irgendeiner anthropologischen Maschine, ist dann der Mensch selber nur ein Mitbringsel aus einem Souvenirladen, das leicht kaputtgeht und zumeist am letzten Tag des Urlaubs unter dem Strandtuch zerdrückt wird²⁹, bevor man es noch mit nachhause nehmen kann, um die anderen von der Erhabenheit des Menschen zu überzeugen?

Anmerkungen

- 1 Aristoteles: Politik. Stuttgart: Reclam, 1989, 77f.
- 2 Agamben, Giorgio: Das Offene. Der Mensch und das Tier. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003, 46.
- 3 Descartes, René: Abhandlung über die Methode. Stuttgart: Reclam, 2001, 107.
- 4 <http://www.arte.tv/de/zahlen-gesetze-fakten/6449206,CmC=6449638.html>, last accessed 31.8.2015
- 5 <http://vgt.at/actionalert/tierversuche/international/index.php>, last accessed 31.8.2015.
- 6 Aristoteles 1989, 78f.
- 7 Vgl. Propagandhi 1996, Album Less Talk, More Rock, Song Liquid Meat is (still) Murder.
- 8 Kant, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Stuttgart: Reclam, 429.
- 9 Kant, Immanuel: Die Metaphysik der Sitten. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 560.
- 10 Ebd., §18.
- 11 Singer, Peter: Practical Ethics. Cambridge: Cambridge University Press, 1979 (First Edition).
- 12 Singer, Peter: Practical Ethics. Cambridge: Cambridge University Press, 2011 (Third Edition) sowie: Segner, Helmuth:

- Fish. Nociception and pain. A biological perspective. Bern: ENAH 2012.
- 13 Grüße von Rodion Romanowitsch Raskolnikow ...
 - 14 Joy, Melanie: Why we love dogs, wear cows and eat pigs. An Introduction to Carnism. Berkeley: Conari, 2011.
 - 15 Tolstoi, Leo: Krieg und Frieden. München: List, 1956, 1348.
 - 16 Vgl. Diamond, Cora: Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2012, 80f.
 - 17 Derrida, Jacques: Das Tier das ich also bin. Wien: Passagen, 2010, 50.
 - 18 Ach, Johann S.: Warum man Lassie nicht quälen darf. Tierversuche und moralischer Individualismus. Erlangen: Fischer, 1999.
 - 19 Regan, Tom: The Case for Animal Rights. London: Routledge, 2004, 243ff.
 - 20 Steiner, Gary: Animals and the Moral Community. Mental Life, Moral Status, and Kinship. New York: Chichester, 2008.
 - 21 Schweitzer, Albert: Kultur und Ethik. München: Beck, 1996, Kap. 20.
 - 22 Vgl. Heidegger, Martin: Zollikoner Seminare. Protokolle - Zwiesgespräche. Frankfurt am Main: Klostermann, 1989, 105.
 - 23 Hrabal, Bohumil: Allzu laute Einsamkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003, 67.
 - 24 Montaigne, Michel: Essais. Frankfurt am Main: Eichborn, 1998, 223f.
 - 25 Derrida 2010, 28.
 - 26 Ebd, 50.
 - 27 Agamben 2003, 100, spielt an auf Heidegger Die Grundbegriffe der Metaphysik: Welt - Endlichkeit - Einsamkeit. Frankfurt am Main: Klostermann, 2004.
 - 28 Calarco, Matthew: Zoographies. The Question of the Animal from Heidegger to Derrida. New York: Columbia University Press, 2008, 64.
 - 29 Na, ob man hier eine Fußnote zu Foucaults *Ordnung der Dinge* machen sollte, ist zweifelhaft. Ich entscheide mich dagegen.

Dry Mouth

Kelly Oliver

The words are stale and go missing like bits of bread that fall between the cracks,
And are forever lost.

I lack a tool delicate enough to reach them.

How can these hard, dry pieces of language absorb my tears?

How can these crumbs measure the expanse of sadness that replaces my heart,
And threatens to tear open my chest?

I choke on my inadequacy in conjuring the perfect metaphor,

That would quench my thirst for meaning.

My soul scratches to get out,

Believing that somehow it must find the courage to inhabit cracks

And feast on crumbs

In order to live.

The Trapper

Kelly Oliver

He comes out of the woods after months alone

Trapping animals for a living.

Every time it is a shock to hear those first voices

And his response is awkward.

But after his second whiskey, like a feast before a starving man,

he throws himself into conversation and devours it with relish.

The words and smells of human beings distracts him from his only other company

The thoughts that keep him staring into the blackness of the night sky.

Thoughts of his father's silence about the long journey west

And of the sounds of his mother's delirium before she died.

He is a seasonal creature:

After the thaw he heads into the deep forest to trap

And doesn't come out again until the snow reaches his knees.

In between, he sells his pelts, drinks whiskey, plays cards

And savors his wife's fresh baked breads.

After so many years, he is not sure which is home

his house in the company of his family

Or the woods with animals far more familiar.

When he has one, he craves the other.

Every time he sees people again, it is stranger still.

Along with his traps and provisions,

He carries a profound alienation heavier than his bear trap

And with sharper teeth.

Without the infinite space of the forest where his soul can expand,

He is no longer the trapper, but the trapped.

Writers are Dogs

Schreiben, Denken, Tier-Werden

Esther Hutfless und Elisabeth Schäfer

Dieser Text will ein U/unmögliches W/ werden. Schreiben ist ein Werden! Werden, das ist nicht zu verwechseln mit Form-Werden, denn ein Schreiben kann im Gegenteil leicht aus der Form geraten, sobald ein Tier sich in es einnistet, es durchquert oder darin herumstreunt. Ein Schreiben, durchdrungen von einem „seltsamen Werden“, „das kein Schriftsteller-Werden ist, sondern ein Ratte-Werden, ein Insekt-Werden, ein Wolf-Werden etc.“¹ Aber Vorsicht: NICHT „zurück zur Natur“, NICHT Eins-Sein mit der Natur; weder Regression, noch Progression, noch Evolution! Rauben wir der Evolution das französische vol, das Stehlen, das Fliegen, den Schwarm.²

Gemeinhin sind wir es gewohnt nach der Form zu streben, die Unordnung allein als Vorläuferin der Ordnung anzusehen, ihr also dann eine Form zu geben, ein System zu errichten, nach dem sich alles richten muss, das allem Richtung gibt, das selbst auch richtet. Alles soll Kon-Form sein: das Denken, die Materie muss sich in Formen und Worte fügen. Worte wie Formen trennen, teilen, spalten, ordnen, gliedern, systematisieren, arrangieren, katalogisieren, sperren ein und aus. Form, das ist das ontologische Fundament allen Seins.

„As long as there is form, there is still reterritorialization [...]“³ „As long as there is form, there is still reterritorialization [...]“⁴ „As long as there is form, there is still reterritorialization [...]“⁵

„Das Werden ist schließlich keine Evolution, zumindest keine Evolution durch Herkunft und Abstammung. Das Werden produziert nichts durch Abstammung, jede Abstammung ist imaginär. Das Werden gehört immer zu einer anderen Ordnung als der der Abstammung. Es kommt durch Bündnisse zustande.“¹

Das Ratte-Werden, Insekt-Werden, Wolf-Werden zieht das Werden dem Sein vor und die Bewegung dem Statischen und Identitären.

animot Diese Nähe zwischen Wort und Tier und darüber hinaus; diese Verbindungen zur Seele, zum Atem, zum Lebendigen: anima.

Ecce animot - becoming animal.

Die Auflösung von Identität und Form und Grenze. Diese scheinbar natürliche Grenze hinterfragen, die zwischen Mensch und Tier gezogen wurde. Wer nennt wen beim Namen und wer antwortet darauf? Und außerdem: „Wie kann ich ‚ich‘ sagen, und was mache ich dann? Und zuallererst: Ich (moi), was bin/wem folge ich (que suis-je) und wer bin ich?“⁵

Eine Welt? Im Blau versinken oder im tiefen Schwarz des Ozeans – wer beschreibt oder bedenkt eine Welt? Eine Welt, das

kann auch sein: Ohr-Werden, Nase-Werden oder Exzesse an den Spitzen der Schnurrbarthaare. Mein Taubenkind. Wie wir im Sand baden. Ich habe Dich gestern am Straßenrand vor dem Café

Den Raum betreten in dem Du schläfst. Die Luft tief durch die feuchte Nase einsaugen. Der Geruch, den die Luft mit sich trägt, spricht anders zu Dir als zu mir. Sie sagt Dir Anderes, Fremdes. Wie der Wind, der durch deine Federn streift, dir anderes verheißt.

gesehen. Versammlungen, Zusammenkünfte, Durchkreuzungen, Schwärme, Meuten, Herden lassen uns zusammen werden. Die Spezies, Stämme, Gattungen, Erscheinungsformen, ... das hat nichts mit Abstammung, Herkunft, Ursprung, Wurzel zu tun. Und nichts mit Imitation oder Nachahmung. Sondern mit Begegnung und Mit-Werden, für das es keine Worte gibt. Wir bilden Populationen und Spezies nach

Arealen, Funktionen, Begierden, Zuständen, Vermögen, der Differenz, deren Affekten, Elementen, ... Entfaltung die herrschende

Majorität zu unterdrücken sucht.⁶ Wir überschreiten Grenzen. Insekt-Werden, Wolf-Werden, das neue Lebensformen und Gemeinschaften hervorzubringen und ruht, das läßt weder den Wolf noch mich unberührt. Insekt-Werden, Wolf-Werden, das läßt weder die bestehenden, herrschenden Formen und Ordnungen zu transformieren vermögen. Werden!, nicht Sein.

Etel Adnan liebt die Ameisen und eine Frau, die von ihr die Liebe zu den Ameisen gelernt hat. Sie sind so viele. Sodass sie sogar über Abgründe aus ihren Körpern Brücken bilden, damit die anderen über sie hinweglaufen können. Die Ameisen könnten vielleicht sogar die Welt umspannen. Eine Wanderameise werden. Eine Wunderameise. Eine Wunde. Eine Ameise. Im Grunde gibt es nicht: eine Ameise. Vielleicht ist das ihr

Geheimnis. Das was wir lernen können.
 Die Spezies anders denken. Von allem
 Anfang an: singular plural denken. Nicht:
 Ich bin die einzigartige Singularität einer
 Spezies, die auch einzigartig unter allen
 Spezies ist. Welcher Wahnwitz! Wenn
 der Hund seine Pfote auf meinen Arm
 legt, missverstehe ich diese Geste immer.
 Sie entgeht mir. Und berührt mich. Ein
 Missverständnis berührt mich unendlich.
 Und uns alle, die wir glauben von einer
 einmaligen Spezies zu sein. Missreading
 the animal. That's why we love them.

**Das Suchende, Gespannte, die raschen
 Wechsel zwischen der gespannten Intensio
 und der freischwebenden Aufmerksamkeit.
 Als hätte Freud dies von Jofi, dem Chow-
 Chow, gelernt. Wer weiß, was noch alles.**

Writers are dogs. Vielleicht weil sie sich
 so gern anlehnen, mit ihren Rücken, an die
 Rücken anderer, anderer Texte, Bücher,
 Welten et cetera. Writers are dogs. Viel-
 leicht weil sie nie alleine sind und sein
 werden. Immer in einem Rudel von Buchsta-
 ben und Worten unterwegs, jagend, ruhend,
 hechelnd, schlafend, träumend mit zucken-
 den Pfoten, als würden diese noch immer
 schreiben. Warum die Beziehung zu einem
 Tier so anstiftend ist, so unausweichlich,
 so sehr *actio in distans*, so intensiv und
 involutiv. In-woolf-ment of writing. Vir-
 gina Woolf liegt bereits, nein, sie liegt
 bereit. Überhaupt liegen. Alles was der
 Fall war, liegt. Alles, was der Fall ist,
 liegt. Die Grund-Lage allen Schreibens,
 des poetischen, ist diese Ebene, diese
 plane Fläche, Plains sagen die Indianer_
 innen oder wieder einmal sagen wir es für
 sie. Immer sagen wir es für die anderen.
 So nicht länger schreiben wollen! Immer
 anderen die Worte in den Mund legen, bis
 sie dran ersticken. Aber wie dann? Wie
 anders? Nicht Für-Schreiben, nicht Für-
 Sprechen. Mit-Schreiben, Mit-Sprechen! Die
 anderen dabei am Leben lassen ... Lebend-
 Schreiben. Nicht Tod-Schreiben. Nicht über
 den anderen die Nadeln der Schrift nie-
 derstoßen wollen, um sie zu bannen - fi-
 xiert in Tod und Ewigkeit - eine Aussage
 treffen. Keine Grabesschrift. Eine Lebens-
 schrift schreiben, die lebendig fließt,
 lässt, strömt, haucht.

„To be lifted up one morn-
 ing, snatched off the ground,
 swung in the air. To be taken by
 surprise. To find in myself the
 possibility of the unexpected.
 To fall asleep a mouse and wake
 up an eagle! What delight! What
 terror.”⁷

Wie schreiben?
 Wie sprechen?
 Tier-Werden das

Die Poesie bringt die Sprache an ihre eigene Grenze. Sie öffnet sich dem Laut, dem Rhythmus zum Teil intensiver und mit größerer Geschwindigkeit als der deskriptive Text. Die Poesie ist unser Vogelwerden, unser Wolfwerden, unser Fischwerden et cetera. Vielleicht noch mehr die Musik. Aber mehr oder weniger ist vielleicht auch eine dumme Frage.

Die Poesie ist unsere andere Sprache. Die Poesie führt uns an die Ränder der Sprache. Wo die Sprache schon zu zwitschern, zu bellen, zu röhren und rascheln beginnt. Vielfältig spricht sich das Seiende. Und die Poesie lässt es tönen in schimmernden, vielfältigen Stimmen. Vielleicht würden wir sagen, die Poesie ist das kunstvollste, was wir mit unserer Sprache machen können. Aber vielleicht ist es weniger Kunst um der Kunst willen, oder die Kunst der Kunst, oder das Künstliche der Kunst, als dasjenige Sprachliche der Sprache, was den Rand der Sprache, aller Sprachen bezeichnet. Wo es franst und spielerisch wird, wo es uneindeutig ist, wo es beginnt doppelten und mehrfachen Sinn anzunehmen. Wenn der Löwe sprechen könnte,⁹ könnte er uns nicht verstehen ... Aber vielleicht geht es nicht darum, wer unter welchen Bedingungen wen versteht. Vielleicht geht es auch einmal darum, die Überlappungen der Sprache zuzulassen, die Interferenzmuster zu bestaunen. Wo Sinn den Sinn berührt, abstößt, wo sich Sinn und Sinn überschneiden, wo sie sich wieder trennen. Jetzt hier, sage ich, komm zu mir und vier Pfoten folgen meinem Ruf. Jetzt hier, meine ich zu glauben, meinem Ruf wird folge geleistet. Wer weiß warum ... und wer weiß, ob nicht gerade im Befolgen eines Rufes die geringste Nähe von meinem und einem anderen Sinn besteht. Blinder Fleck, manchmal ganz hell: wenn es eine gemeinsame Bewegung gibt, Miteinander, Mit-Sein oder sich aneinander schmiegen Körper an Körper. Ohne große Worte und deren Folgen: vielleicht dann Überlappen sich Sinn und Sinn noch eher ...

Was ist eine gelungene Übersetzung?! Und wer setzt dabei „über“ – hinüber ins andere, sich über andere, den einen Sinn hinüber in einen anderen oder den einen Sinn über einen anderen?! Wie Verstehen – wenn nicht im Nicht-Verstehen?! Sei dies partiell, sei dies verborgen, manchmal weniger manchmal stärker präsent. Welche Totalität läge doch in der Idee, es könnte je das reine und uneingeschränkte Verstehen geben – zwischen uns, zwischen uns und der Welt, zwischen uns und den

ist nicht einfach eine Beziehung zu ..., auch keine Ähnlichkeit, keine Imitation oder Identifikation.⁸ Vielleicht, perhaps: Überschreiten. Werden ist Überschreiten.

„There is no longer anything but movements, vibrations, thresholds in a deserted matter: animals, mice, dogs, apes, cockroaches are distinguished only by this or that threshold, this or that vibration, by the particular underground tunnel in the rhizome or the burrow. Because these tunnels are underground intensities. In the becoming-mouse, it is a whistling that pulls the music and the meaning from the words.“¹⁰

anderen?! Wer wollte sich je einem solchen Verstehen ausgesetzt sehen?! Oder liegt es denen, die *unbedingt* verstehen wollen (Hannah Arendt an dieser Stelle ausdrücklich ausgenommen), so sehr am Verstehen, weil es einen Unterschied etabliert zwischen jenen die verstehen und jenen, die in das Verstehen selbst nicht eingelassen sind, nicht Teil des Verstehens sind. Ja, vielleicht ist die Verführung dieses Verstehens-Oneways ja, dass sie, die verstehen, souverän werden – (vgl. lateinisch *superanus* „über allem stehend“). Gerade weil sie verstehen, stehen sie „über“ denen, die sie verstehen. *Stehen* macht ja im Deutschen auch einen großen Teil des Wortes „verstehen“ aus. Sich erheben und dann stehen. Souverän sein. Wollen wir ein solches Verstehen?! Dann lieber *verlegen* sein! Vielleicht auch *versessen*, bei den Fragen zu bleiben.

Jacques Lacan sagt, das Tier könne nicht vortäuschen, dass es vortäusche. Es lüge nicht. Es sei weder grausam noch dumm. Über ein Unbewusstes verfüge es nicht.

Es bliebe auf immer mit dem animalischen Trieb, der Sexualität über ein imaginäres Köderspiel verbunden.

Es antworte nicht sondern reagiere. Weil es nicht spreche, unterhalte es keine Beziehung zum Gesetz. Aus diesem Grund könne es nicht kriminell werden. Und daraus schließt er, der Psychoanalytiker, der souveräne Mensch könne dem Tier gegenüber auch nicht kriminell werden. Der Souverän und sein ihm wohl „gefälliges“ Opfer? Jacques Derrida dekonstruiert diese Lacanianische Ableitungsformel in „Das Tier und der Souverän I. Seminar 2001-2002.“¹¹ Und er fragt auch, für wen Deleuze-Guattaris „Tier-Werden“ offen stehe. Doch wieder „nur“ der Spezies Mensch?! Als Erweiterung der „Verstehensoptionen“?! Tier-Werden, um Tier besser, näher verstehen zu können. Wie dem entkommen?! Wie sich widersetzen: dem totalitären Anspruch des Verstehens?! Offen halten. Ohne Verstehensoption.

Versprechen eines unendlichen Missreadings.

Solange es Form gibt, gibt es Reterritorialisierung. solange es form gibt, gibt es reterritorialisierung. solange esform gibtgibtes reterritoriaisierung there is no longer man or animal jedesdeterterritorialisierdasandere¹² ohneendpunkt poesie hat mit dem körperlichen zu tun das sich gleichsam in der schrift einnistet____ich höre ein bellen, ein knurren, ein seufzen, ich sehe Dich umherstreifen in der schrift. das bedeutet nicht einen mangel an signifikation, sondern VERMÖGEN, das sich zu jeder zeit in die lüfte erheben kann, davonfliegen

Anmerkungen

Der Titel des Textes greift Dorothea Olkowskis unpublizierten Vortrag im Rahmen der Konferenz „Rhizomatics, Genealogy, Deconstruction“ an der University of Trent in Ontario von 20.-23. Mai 1999 auf.

- 1 Gilles Deleuze; Félix Guattari: Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie. Merve, Berlin 1992, S. 327.
- 2 Das Verb *voler* bedeutet im Französischen fliegen aber auch stehlen; *Vol* ist auch der Schwarm. Vgl. Claudia Simma: Anmerkungen zur Übersetzung. In: Estehr Hutfless, Gertrude Postl, Elisabeth Schäfer (Hg.): Hélène Cixous. Das Lachen der Medusa. Zusammen mit aktuellen Beiträgen. Passagen Verlag, Wien 2013, S. 68f.
- 3 Gilles Deleuze; Félix Guattari: Kafka: Toward a Minor Literature. University of Minnesota Press, Minneapolis 2003, S. 6.
- 4 Gilles Deleuze; Félix Guattari: Tausend Plateaus. S. 325.
- 5 Jacques Derrida: Das Tier, das ich also bin. Passagen Verlag, Wien 2010, S. 83.
- 6 Vgl. Gabriel Kuhn: Tier-Werden, Schwarz-Werden, Frau-Werden. Eine Einführung in die politische Philosophie des Poststrukturalismus. Unrast Verlag, Münster 2005, S. 179.
- 7 Hélène Cixous: Coming to Writing. In: „Coming to Writing“ and Other Essays. Harvard University Press, Massachusetts 1991, S. 10f.
- 8 Vgl. Gilles Deleuze; Félix Guattari: Tausend Plateaus. S. 324.
- 9 Vgl. Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1999, S. 568.
- 10 Vgl. Gilles Deleuze; Félix Guattari: Kafka: Toward a Minor Literature. S. 22.
- 11 Jacques Derrida: Das Tier und der Souverän I. Seminar 2001-2002. Passagen Verlag, Wien 2015.
- 12 Vgl. Gilles Deleuze; Félix Guattari: Kafka: Toward a Minor Literature. S. 13.

Postkarte – unterwegs von Belgrad nach Lausanne*

Valérie Baumann

Lieber Roxy Miéville**,

Auf der Straße, die uns nach Belgrad flitzen lässt, bin ich einem Meister begegnet. Wie vom Blitz der Liebe auf den ersten Blick – bin ich von einem Peitschenhieb getroffen worden.

Denn der Schnappschuss als Zeugnis vom Martyrium des Adieu – unendlich, unbeendet – hat meine Netzhaut verbrannt, indem das Ereignis sich ins Unsichtbare versetzte: ich sehe ihn nicht mehr, diesen Hund eben, weil ich allzu gut im Bilde bin.

Mitten auf der Straße, mit einem Stück der Vorderpfote vor ihm liegend, abgeschnitten. Ohne je Zeit gehabt zu haben, das Hinken zu lernen, blieb er mitten auf der Straße stehen. Wartend bis das Ende kommt.

Wir flitzten allzu schnell, als Vorbeifahrende im Autoverkehr, wie alle anderen. Aber von jenem Augenblick bin ich gebrandmarkt und habe jetzt, nach beendeter Reise, wie Handschellen um die Schreibhand, nämlich den Faden der Narration, welcher den Schock unterbinden mag.

Im Auto fahren wir zur ersten Grenze. Es werden drei davon gewesen sein, bis zum Bild «Die 4. Persönlichkeit». Man könnte allerdings diese Erfahrung «Deterritorialisierung» nennen. Ich liebe diese Bezeichnung, die auf ihre Epoche verlässlich zeigt. Von der einen zur nächsten sind wir immer unterwegs. Ich verliere den Hund, ich finde ihn wieder: in den maschinellen Triebwagen-Kräften.

Voilà, ein mit Symbolik belastbarer Alpentunnel: das unbeweglich gemachte Auto auf der Eisenbahn, unterschnallt (=unten festgeschnallt), wir werden uns durchbohrt oder vielleicht gerüttelt haben lassen, von *Persönlichkeit* zu *Persönlichkeit*, im Unbewussten, weil der Berg in seinen Eingeweiden uns dazu gezwungen, nämlich hinausgeschmissen hat – gerieben und abgekratzt an der Rauheit des Eisenbahntunnels, der den Zug scharf genau umhüllte, bin ich heimlich vor Schrecken erstarrt angesichts der großformatigen eingerahmten Grafik, die auf dem Boden stand – genau in dem Augenblick, in welchem das Kunstblatt die rasch pulsierende Bewegung der Erinnerungen in Gang setzte, so also durch dieses Erinnern selber wiederum ruckartig bewegt, zu meinen eigenen Röhren und Eingeweiden eher als in den Schoß eines Zuhause zurück ?

Was passiert angesichts des Esels, der auf Zivos Graphito zerkratzt einem nun so erscheint, als wäre er geschlagen, wie man früher das Weizenkorn mit dem Dreschflegel von der Ähre trennte: samt einem fröhlichen Verstreuen ...

Ich wähnte ihn zuerst intakt, es stimmt (oh Freude, die uns erschreckt, oh wie viel muss unser Auge sich an das Dunkelnde gewöhnen, und an diese weißen Kratzspuren auf dem schwarzen Hintergrund) ich sah ihn zunächst, den besseren Esel, eigentlich ja, die Augen sanft zu, mit einem klebrigen, auf den kommenden Schlag wartenden Hintern, so wie die feucht klebende Sommerfliege auf der Fliegenfalle. Nein. Ich streiche durch und verbes-

sere und verlängere hierdurch das mentale Gekritzel: sein Hintern ist leicht beschlagen und riecht stark nach dem warmen Stroh der herumwirbelnden Ernten, er steckt mitten und im Herzen des Tabus des Sehens, verschleiert von geschmeidigem, jedoch staubigem Dunst.

Plötzlich mein Blick in den Rück/Spiegel : «siehst du, wir bräuchten eine geladene Pistole, um sie alle niederzuknallen, all diese niedergemähten, zu Tode verwundeten Hunde auf den Straßen des Balkans, übrigens hat eine Künstlerin eine Installation mit derartigen Hundeleichen gemacht», revoltiert er im gleichen zurückgehaltenen, nüchternen Schrei gegen die Kriege, die vor nicht so langer Zeit in seinem Lande stattgefunden haben. Hypnotisiert, das Tier, als Unterworfenes?

Hier, lieber Roxy, gestatten Sie mir eine Abschweifung ins Atelier, wo durch Rückblende das Unbewusste sich eine Rückkehr zu den Quellen leistet (was sicher die Hauptfunktion des Ateliers ausmacht). Und ich habe das Wort aufgeschnappt, d. h. ich beziehe mich hier wortgetreu auf seinen Begriff des «Unbewussten», während er als Autofahrer ... indessen der Dialog in meine schweigenden Wahrnehmungen zerfaserte, damit es mich noch besser anspricht: Der Esel, aber natürlich, das springt ins Auge, er hat einen biegsamen Draht um das Maul, der ihn sehr locker gefangen hält. Also könnte er sich mühelos befreien! Der abgeworfene, aus der Fassung gebrachte Mensch – das ist nun schon erledigt; ein zusätzliches Ausschlagen ist nicht vonnöten. Er befindet sich schon durch entzweiente Enthauptung hin- und hergerissen zwischen seinem Kopf, der in eine Ecke des Bildes rutschte, und seinem armen animalischen stürzenden Leib.

Bruder Mond! Ja, unter seinen Fingern findet sich immer wieder die Diskontinuität der Köpfe, denen ein solches Absterben obliegt wie das freie Vergehen der Welle auf dem Sand..... Und diese Köpfe mögen rollen – sowie der Mond im Firmament.

Auf wann ist der Segen der ihn schlagenden Hand zu datieren?

Doch vom verborgenen Sinn (oder der Tradition nach: von den vier Ebenen der Lektüre), wie kann man ihn hiervon befreien, diesen Esel, der aus Weisheit die Augen zukneift, anders als durch das Entziffern der disseminierten Buchstaben, welche zweimal dem Leser, diesem eine Nadel im Stroh Suchenden, gereicht werden, auf dem Graphito?

Ich frage nach dem Sinn der gesammelten Buchstaben, weil ich seine Sprache nicht kenne – im Laufe des Dialogs frage ich den Autofahrer, während ich auf dem Beifahrerinnenplatz sitze. *Takôje*, übersetzt er – was uns überwältigt: «So ist es, oder: so ist das Leben.»

Oh Roxy, ist es der neue Tod/die Illusion des Films, die Sie diesseits der Leinwand von dieser abtrennt, als ob letzten Endes eine feinsinnigere Bindung zwischen Ihnen und uns einzig und allein von einem verbesserten Sehen abhängig wäre? Sie ubiquitär=überall in 3D: in jedem Kinosaal, mit witternder Nase, die Schnauze vor Gesundheit strahlend! Die dritte Dimension scheint ein wenig zu leicht zu sein und verführt ohne zu überzeugen (was zwar nicht ihr Ziel ist). Seither bin ich außer Stande meine zartgliedrigen Finger in Ihr schönes Fell gleiten zu lassen – haben Sie denn überhaupt ein rotbraunes Fell mit warmen Kupfertönen wie mein Meister mitten auf der Straße vor Belgrad, in der Folter der Mittagszeit, oh, dessen entsinne ich mich keineswegs – ich schreibe Ihnen unten eine schnelle Nachricht, die uns alle betrifft, uns, die neuen Filmzuschauer_innen, da wir gerade noch dem Zauber von 3D unterliegen.

Statt die letzte Grenze dank der Kurven vom Bergpass zu überqueren, sind wir durch den eingleisigen Tunnel experimentell in eine Art «Deterritorialisierung» eingedrungen, und ohne Überraschung wurde es eng um mein trauriges Herz, kaum die Einfahrt hinter uns. Mit verändertem Atem hätten wir ersticken können.

Hinter dem fleißigen Menschen am Acker seines Esels ist das Lasso zugebunden, während Koppel und Steigbügel in der Nähe vom menschlichen, wie nach Antike ausschauenden (denn: Azephalen=kopfloren) Torso abgewickelt werden – indem das Geschlechtsorgan des Esels unsichtbar bleibt. Das doppelte Garn, das Zivos Esel einen Maulkorb bindet, ist eigentlich der Treibriemen: unsere Imprägnierung durch die Schwärze der Tunnelnacht mit den bearbeiteten Gleisen (denn dies ist konkret), weil diese Gleise von langsamen Erdstößen sich verbiegen lassen. Wir immer wieder geschüttelt, gerüttelt. Ohne Unterlass. Denn muss alles hier auf Erden die Schläge horten, ohne sie aufhalten zu können?

Die absurde ~~Eseel~~ Seele ereignet sich dank Stromunterbrechung. Überraschenderweise ist es Nacht geworden. Doch Zivos Esel, der vor Tagesanbruch aufsteht, mit so dichtem, denn von Kratzspuren gekämmtem Fell, hat bei seiner Immobilisierung sogar seine kleinen Hufe verloren, die ihm samtweiche Schritte erlaubten. Aber Spuren gibt es trotzdem. Sie berühren mich.

Wer wird mich in der Verblendung begleiten, wenn nicht der Hund meiner Reise durch seinen stillen Ruf nach der Selbstauslöschung. Er stand plötzlich nur auf drei Pfoten blendend in unserem Blick-Schock und erwartete ohne jeden Schrei wie ein Meister sein Ende auf der Straße – wenn dies der Weg ist – nicht wir werden mit ihm kollidiert, ihn überfahren, oder ihm den Gnadenstoß gegeben haben – «Niemand ist heilig, wenn er eine Spur hinterlässt», so Lao-Tse. Sind wir also alle ohne Ausnahme potentielle Mörder, oder Lebende, die dazu verurteilt sind, die Gewalt zu zähmen, welche tief in unserer ewigen Zweideutigkeit steckt?

Ich warte auf Ihre Antwort mit menschlicher Geduld – ich musste an mancher Stelle die Klarheit abwischen, um zum Schluss zu kommen. Aber ich werde Ihnen ein Zivobild erzählen, wie der heilige Franziskus den Sperlingen predigte.

* Text zu und angesichts Zivos Bild «Die 4. Persönlichkeit», siehe Abbildung in der Mitte des Heftes. Dieser Text wurde zuerst im französischen Original in der Zeitschrift „le persil“, automne 2015 publiziert.

** Der Hund als Darsteller in Jean-Luc Godards «Adieu au langage».

Friederike Mayröcker :

"an der WC-Wand Schreibblock und Stift
nämlich die 1. Zeile eines Gedichts, erst
begonnen hat das Jahr, im Glas die weisse
Blume. Auf der Ottomane das Mündchen schla-
fend atmet leise. Ach die funkelnden Ster-
ne am nächtlichen Fenster ich. Schlapp-
ohren, er hört auf deine Stimme er hört
auf Cristal

la lune = der Mond
und Tränen der Liebe,
IN ERLEUCHTUNG,"

7/8.2.2015 2 Uhr früh

Philosophisches Wörterbuchwerkzeugkastenlexikon

Birds. Birds do more. Birds lead one's becoming. The bird's song heals many a useless word, it makes the breath virginal again and helps it rise. The bird's song restores silence, delivers silence. The bird consoles, gives back to life, but not to inertia. The bird animates breath while safeguarding its materiality.

Luce Irigaray: *Animal Compassion*. In: Peter Atterton: *Animal Philosophy*. 2004, 197.

Blutmythologie. Das Beefsteak gehört zur selben Blutmythologie wie der Wein. Es ist das Herz des Fleisches, das Fleisch im Reinzustand, und wer es zu sich nimmt, assimiliert die Kräfte

nes Konsums. ... eine Nahrung, die, wie man glaubt, Saftigkeit mit Simplizität vereint. Als nationales Gut folgt es dem Kurswert der patriotischen Güter, es steigert ihn in Zeiten des Krieges, es ist das Fleisch des französischen Soldaten, das unveräußerliche Gut, das nur durch Verrat in die Hände des Feindes übergehen könnte. Roland Barthes, „Beefsteak und Pommes Frites“. In: *Mythen des Alltags*. 1964, 36-38.

Dog. I am I because my little dog knows me.

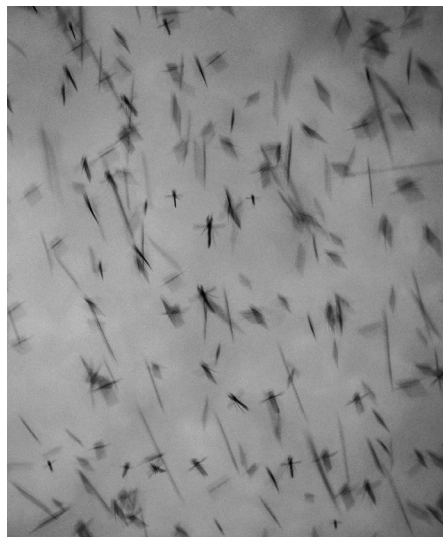
Gertrude Stein zitiert nach Ulla E. Dydo: *Gertrude Stein. The Language That Rises*. 2003, 551.



des Rindes. ... Wie der Wein ist das Beefsteak in Frankreich ein Grundelement und mehr noch nationalisiert als sozialisiert. Es kommt in jedem Dekor des Ernährungslebens vor ... es ist die zugleich geschwinde und konzentrierte Nahrung, es verwirklicht die bestmögliche Verbindung zwischen Ökonomie und Wirksamkeit, zwischen Mythologie und Formbarkeit sei-

Flügelschläge, die. Die Berührung durch Flügelschläge, durch die Fernen selbst [es geht also nicht nur darum, sie von Ferne mit unendlicher Geschwindigkeit zu berühren, sondern auch darum, durch die Ferne oder Distanz selbst, durch die Ver(zwischen)räumlichung (espacement) der Trennung zu berühren: die Geschwindigkeit dieser absoluten Liebkosung ist

Trennung, die Berührung (tact) einer Trennung, die berührt], mit Flügelschlägen, mit Fernen, durch f-Schläge. [...] mit Flügelschlägen, mit Fernen: Schläge mit dem Draht/Telephonanrufe (coup de fil), die streifen oder darüberstreichen, ohne zu berühren, oder kaum [...].
Jacques Derrida: H.C. für das Leben das heißt ... 2002, 52.



Fly as victim. It happens that I kill. My victim is a fly. It happens that when I write a fly enters: I try to chase it away; a combat begins. It happens that, having been unable to save the fly, I kill it. I admit this, then feel I have increased my share of the crime. I have killed flies and then there is no end to killing. Will I ever admit it? Never really.
Hélène Cixous: Three Steps at the Ladder of Writing. 1993, 42.

Hängen vom. Der Wolf hängt vom Lamm ab und das Lamm vom Gras. Das Gras wird vom Wolf gewissermaßen verteidigt. Der Fleisch-

fresser schützt die Gräser (die ihn indirekt ernähren).
Paul Valéry, „Parteien“, zit. nach Jacques Derrida, Das Tier und der Souverän I. 2015, S. 276

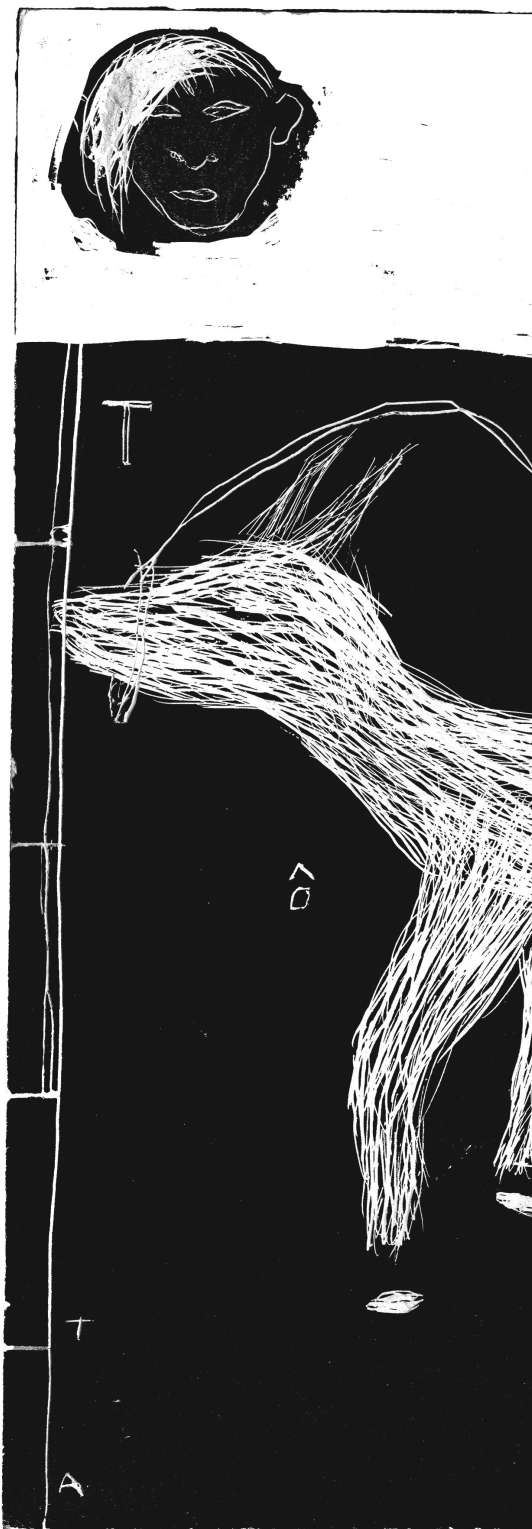
Karno-Phallogozentrismus. Man müsste nicht nur an die, zumindest in ihrem herrschenden Schema, phallogozentrische Struktur des Subjektbegriffs erinnern. ... Ich würde von einem Karno-Phallogozentrismus sprechen, wenn es sich dabei nicht um eine Art Tautologie, oder vielmehr Hetero-Tautologie als Synthese a priori handeln würde. ...

Autorität und Autonomie ... werden durch dieses Schema eher dem Mann (*homo et vir*) als der Frau und eher der Frau als dem Tier zugesprochen. Und selbstverständlich eher dem Erwachsenen als dem Kind. Die virile Kraft des erwachsenen Mannes, Vaters, Gemahls oder Bruders ... gehört dem Schema an, das den Subjektbegriff beherrscht. Das Subjekt will nicht nur Meister und aktiver Besitzer der Natur sein. In unseren Kulturen akzeptiert es das Opfer und ißt Fleisch."

Jacques Derrida, Auslassungspunkte. Gespräche. 1998, 291f.

Knot of Species. My point is simple: Once again we are in a knot of species coshaping one another in layers of reciprocating complexity all the way down. Response and respect are possible only in those knots, with actual animals and people looking back at each other, sticky with all their muddled histories. Appreciation of the complexity is, of course, invited. But more is required too. Figuring what that more

Živo: 4ème personnalité
graphito
Limited print edition: 350 pieces





might be is the work of situated companion species. It is a question of cosmopolitics, of learning to be „polite“ in responsible relation to always asymmetrical living and dying, and nurturing and killing. And so I end with the alpine tourist brochure's severe injunction to the hiker to „be on your best countryside behavior,“ ... followed by specific instructions about what polite behavior toward the working dogs and flocks entails. A prosaic detail: The exercise of good manners makes the competent *working animals* those whom the people need to learn to recognize. The ones with face were not all human. And say the philosopher responded?

Donna J. Haraway, *When Species Meet*. Minneapolis, 2008, 42.

Main Dish of the Day. A large dairy animal approached Zaphod Beeblebrox's table, a large fat meaty quadruped of the bovine type with large watery eyes, small horns and what might almost have been an ingratiating smile on its lips.

„Good evening,“ it lowed and sat back heavily on its haunches, „I am the main Dish of the Day. May I interest you in parts of my body? ... Something off the shoulder perhaps? ... Braised in a white wine sauce?“ „Er, your shoulder?“ said Arthur in a horrified whisper. „But naturally my shoulder, sir,“ moored the animal contentedly, „nobody else's is mine to offer.“ ...

„I just don't want to eat an animal that's standing there inviting me to,“ said Arthur. „It's heartless.“

„Better than eating an animal that doesn't want to be eaten,“ said Zaphod. ...

„May I urge you to consider my liver? ... It must be very rich and tender by now, I've been force-feeding myself for months.“ ...

„Look,“ said Zaphod, „we want to eat, we don't want to make a meal of the issues. Four rare steaks please, and hurry.“ ... „A very wise choice, sir, if I



may say so. Very good. ... I'll just nip off and shoot myself. ... Don't worry, sir, ... I'll be very humane.“

Douglas Adams: *The Restaurant at the End of the Universe*. 2005, 115-117.

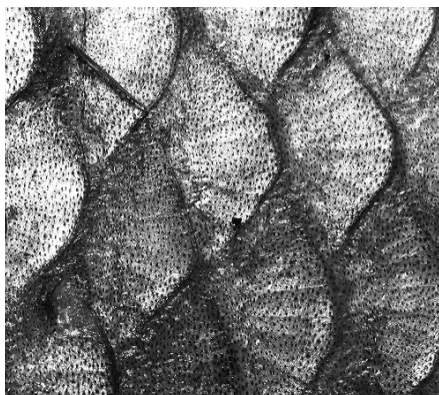
Posthuman, the. The relational capacity of the posthuman subject is not confined within our species, but it includes all non-anthropomorphic elements. Living matter - including the flesh - is intelligent and selforganizing, but it is so precisely because it is not disconnected from the rest of organic life. I therefore do not work completely within the social constructivist method but rather emphasize the non-human, vital force of Life,

which is what I have coded as zoe. ... 'Life', far from being codified as the exclusive property or the unalienable right of onespecies, the human, over all others or of being sacralized as a pre-established given, is posited as process, interactive and open-ended. This vitalist approach to living matter displaces the boundary between the portion of life - both organic and discursive - that has traditionally been reserved for anthropos, that is to say bios, and the wider scope of animal and non-human life, also known as zoe.

Rosi Braidotti: *The Posthuman*. 2013, 60.

Schabe, die. Ich war beim Nichts angekommen, und das Nichts war lebendig und feucht. Da geschah es - ganz langsam, wie aus einer Tube begann die Masse der zerquetschten Schabe hervorzusquellen. ... Mit meinem Schrei würde ich das Sein entfesseln - wessen Sein? das Sein der Welt. ... Die Schabe berührte mich mit ihrem dunklen Blick, den facettierten, glänzenden Augen. Und jetzt ließ ich allmählich zu, daß sie mich berührte. In Wahrheit hatte ich mich mein ganzes Leben lang gegen den geheimen Wunsch gesträubt, mich von etwas berühren zu lassen - und ich hatte gekämpft, weil ich nicht in der Lage war, den Tod dessen zu akzeptieren, das ich meine Güte nannte; den Tod der menschlichen Güte. Clarice Lispector: *Die Passion nach G.H.* 1990, 52 u. 72.

Schuppen schimmern. seufzt H, den Körper zu einem Bogen gespannt, ihre Schuppen schimmern vor Schweiß, die Flossen



sind gespreizt, die Kiemen geschärft, und sie versucht, auf die Gefahr hin, dabei draufzugehen, vom Reich des Wassers in das der Sprache überzuwechseln Hélène Cixous: *Das Buch von Prometheus*. 1990, 37f.

Sie sagen vs. Du sagen. Und wenn jemand etwa aus rein vegetarischer Gesinnung zu einer Kuh *Sie* sagen würde (in richtiger Erwägung des Umstandes, daß man sich gegen ein Wesen, dem man du sagt, viel leichter rücksichtslos benimmt), so würde man ihn einen Gecken, wenn nicht einen Narren schelten; aber nicht wegen seiner tierfreundlichen Gesinnung, die man hoch human findet, sondern wegen ihrer unmittelbaren Übertragung in die Wirklichkeit.

Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. 305.

Tier-Werden. Das Werden kann und muss als ein Tier-Werden bestimmt werden, ohne einen Endzustand zu haben, der das gewordene Tier wäre. Das Tier-Werden des Menschen ist real, ohne daß das Tier, zu dem er wird, real ist; auch das Anders-Werden des Tieres ist real, ohne daß dieses Andere real wäre.

Gilles Deleuze, Félix Guattari: *Tausend Plateaus*. 1992, 325.

[a ...]

Esther Hutfless and Elisabeth Schäfer

Sometimes words are coming, sometimes one has to wait for them. Most of the time one has to wait. Most of the time one lives with expectations of coming words. But the way of waiting, when one is waiting for words, sentences and so on, seems to be a very special way of waiting. Sometimes dearly expected words will not come. "Catch me it says."¹ It seems the more they are wanted, haunted, pursued – the more they are hiding and escape. Wanting, haunting and pursuing words keeps them away. Sometimes.

Have you ever been caught by a word? Have you ever experienced this delightful surprise of an arriving word? An expected word – because you have been in great need of this word – and at the same time an unexpected word – because you have tried so hard and have already given up hunting for it. Yet once you had given up on it, it has arrived. If you have been caught by surprise by an expected and at the same time unexpected word, the word is appearing in a gap, and it is what you have been looking for, as if it had been there all the time. And you wonder. Why didn't you recognize it before? Why is writing such hard work? And you welcome this newly arrived term, as if it had been there forever. And at the same time the newly arrived word maintains to be radically new, sparkling, fresh and full of esprit. A well-known, totally new and different word. A paradoxical paraphrase: *animots*.

This is what we found, that is what founds us. It is a new word by Hélène Cixous. She first found this expression in her fiction "La" (1976) and rediscovers it in "Écrire Aveugle" published in English as "Writing blind. Conversation with the donkey" in the Anthology "Stigmata. Escaping texts". Since then, *animots* are growing and proliferating.

All these *animots*, these numerous *animots* in her writings: Cats, dogs, horses, donkeys, oxen, birds, cockroaches, *mésanges* ... they follow her. She is following them. She is following their voices, timbres, wings, paws and hoofbeats ... Now I write. Which is to say that in my black interior softness the rapid footsteps of an arriving book print themselves. Catch me it says.²

It was her, H. C., who first opened them the pass to her texts. Blind. Writing blind. In blind flight. In touch flight.

We all like to touch—to be touched. Above all by the books that have a soft and violent gaze. It is with emotion and nostalgia that I touch the soft and ferocious touch of my cat [*mon chat ma chatte*], the cat whose cat I am, and between us no appropriation only moments of grace, without guarantee without security without a glance thrown toward the following moment. This is *jouissance*. All now.³

Like animals, words should not be imprisoned. It is not us

to possess words. We are creatures of words, too. So let's treat them well. Take care of your words. Be aware. They create the world we live in. They shape our bodies and societies. Our thinking and acting. So. Take care of your words. Like you tend your sheep – tend your tongues. Words should not be exhibited or conserved in texts, as animals are in zoos or in museums. Words should not be separated and exiled. No walls around words. No purity of language. No isolation of words.

They should be freed to wander around. They come and go. This is exactly what *animots* do. They traverse Cixous, migrate to Derrida (whom he follows in *L'Animal que donc je suis*) and wander back again. For the moment they pass these pages. Strange encounters with joy. Welcome them and let them go! In my writing night, I am subject to the laws of hospitality. I welcome newly arrived terms. And if they want to leave again, I do not hold them.⁴ Animals cannot be appropriated, nor can words. Nor can truth.

Truth is not what can be seen, explained or fixed. It is what is touched. What touches us. I touch the touch of a dog. Animots: commuters between and beyond borders // grenzgänger*innen.

I want to give the donkey the floor. One does not say foolish things [*bêtises*] to a donkey, do you agree? Nor to a cat. It is only to another human that one says foolish things, that one chats, that one strays from the point, that one lies. With the donkey, we ride straight to the essentials, and right away.

I write on the donkey.⁵

Writing with/to/on the animal – animots means finding or rediscovering another language, another symbolic, that does not operate with lies, that does not operate strategic, that does not simply play with words and signification, that does not command or capture. It is often said that deconstruction, that the language of deconstruction gets lost in endless plays with words, which are emptying themselves and the words and the words following, which – from a certain point on – become words trapped by seducers. That's what the critics say. Thus we should not forget animots. Welcome them. Welcome this demand from an unknown interior softness. From the darkness of our thoughts and bodies. Welcome this yet unknown symbolic. At the bottom of the bottom of all my ignorances, I must have had a prescience inaccessible to myself, that this mydog was something else, that he *was*, much more than I, and that I do not know what a dog is nor what being a dog is.⁶ Welcome this yet unknown dog-symbolic, cat-symbolic, *mésanges*-symbolic, horse-symbolic, bird-symbolic etc. A symbolic that goes beyond the law of the father, that is based on shame, envy and guilt. I talk to you naked without being ashamed. I cannot imagine what you dog, you cat, you donkey, you cockroach smell, see, hear, taste, feel, what you perceive in touching me. Who or what am I to you? Who am I? What is important to me is not the appearance, it is the passage. I like the word passage. *Pas sage* (ill-behaved/unwise). All the passwords all the passing and boarderpass words, the words which cross the eyelid *on the interior* of their own body, are my magic *animots*, my animal-words. My philters. We pass also by Illusion. I like the name Illusion.⁷

The animal does not know about the loss of the penis/phallus or the paradise and this not knowing is no *manque à être*. Rejecting the *human's* gaze. Zooming in, illuminating the world with neon light prevents us from seeing; as well as from hearing. From seeinghearing. From hearing myself. From writing. Along with me. Along with you. Along with the mysteries.⁸ The words are coming out of the dark, they are coming out of the nameless forests – *planto-*
pia – which they inhabit. No, poets—real poets—do not hate the other, it's impossible, how could they give up half their language, why would they want to cut their tongue in two and spit out one half?

Those philosophic lovers who live in the forest of languages cannot be in favor of closing the borders and ejecting one word out of every two. But what about misogynist poets, are there some such just the same? Ah yes, poor guys, they are half-poets. They write Portraits of Mistresses with a suicidal ink. For one kills oneself to kill.⁹ There is love in the forests of writing. Love for the unknown, the unexpected arrival of animots. This is why deconstruction does not loose itself in endless plays of words. It's never empty. Its words are full of expectation and hospitality for new words to accompany them, to make them change and transform. They come and go. Writing____breathing. Rhythmic flows of words and breath. Infinite re-beginning. It is the body through which all the "animots d'une langue"¹⁰ come to life____Animation.

If I had known that I would come to (have) a cat or that one day a cat would come to me, I would have said no. I would not have wanted it. This is how she came. Unwanted. Entirely unexpected. Never desired beforehand. And I love her.¹¹

Writing is to accord hospitality to them and to let them pass again. A passage from the human to the animal condition. Writing is the open horizon of *trans animals*____my subjectivity is no longer built on the fundamental lack: I am spacious singing Flesh: onto which is grafted no one knows which I – which masculine or feminine, more or less human but above all living, because changing I.¹²



Als Ergänzung zu dieser Ausgabe von Sublin/mes erscheint im Winter 2016 eine Sondernummer mit einem ins Deutsche übersetzten Essay von Hélène Cixous zu *animots*. Übersetzung von Claudia Simma.

Notes

- 1 Cixous, Hélène: Writing Blind. Conversation with the donkey
In: Idem: Stigmata. Escaping Texts, Routledge: London/New
York, 2005, p. 116.
- 2 Ibid., p. 141.
- 3 Ibid., p. 117.
- 4 Ibid., p. 151.
- 5 Ibid., p. 118.
- 6 Hélène Cixous: Stigmata, or Job the Dog. In: Idem: Stigmata.
Escaping Texts. p. 152.
- 7 Hélène Cixous: Writing Blind. p. 116.
- 8 Ibid., p. 115.
- 9 Hélène Cixous: Unmasked! In: Dies.: Stigmata. Escaping
Texts. p. 111.
- 10 Cf. Hélène Cixous: La. Cited after: Afterword by Mireille
Calle-Gruber. In: Susan Sellers: The Hélène Cixous Reader.
Routledge: New York, 1994, p. 212. "Langue" means language
as well as tongue.
- 11 Cixous, Hélène: Writing Blind. p. 151.
- 12 Hélène Cixous und Catherine Clément: Sorties. In. Idem: The
Newly Born Woman. University of Minnesota Press. Minneapolis
2008, p. 88.

reh quiem

Bettina Schmitz

reh quiem
für sieben goldene fische
ingwer aus allen farben ziehen
ing wer?
ingwer & safran & kardamom
hennaornamente auf händen
hennen, eier und hähne
waschen am kran
wie die orgelpfeifen
wi diralala

cherie trinkt sherry
crusoeland ist abgebrannt
unterwasser ~ überwasser
blauglänzender frack
mit goldener bauchbinde
blaugefroren hängen die fische
bauchüber
am adventskranz

geht brüder bügeln
allons enfant
alfons sein elefant
wir bügeln für die freiheit
im übermut

land unter
wasser
bricht erde auf

die rehlein singen
medea
medusa
messalina im salzwerk
meanders
t du

Is Schrödinger's Cat a Deleuzian Animal?

Tanja Traxler



I recall the fine thought-experiment *Schrödinger's Cat*, a cheap thought-experiment perhaps, but a fine unpopular thought-experiment: unpopular because the tragic hero is a dying cat.¹

In his paper *Die gegenwärtige Situation in der Quantenmechanik* from 1935² Erwin Schrödinger imagined to put a cat into a steel chamber along with a small flask of hydrocyanic acid, a hammer, a Geiger counter and a tiny bit of a radioactive substance. With a chance of 50 per cent, in the course of one hour one of the radioactive atoms decays. If this happens, the counter releases the hammer that shatters the flask - and the emitted acid kills the cat.

Leaving the system for one hour behind creates a situation in which it is equally possible to find the cat dead or alive. The act of opening the box determines the state of the cat: as long as the cat is locked in the chamber it is unsure whether it is still alive. Speaking quantum mechanically, it is in a so-called entangled state, in a superposition of dead and alive. Schrödinger states: "It is typical of these cases that an indeterminacy originally restricted to the atomic domain becomes transformed into macroscopic indeterminacy, which can then be resolved by direct observation."³

With his thought-experiment, Schrödinger created a paradox that follows from the principles of quantum mechanics. Until today this is the most popular macroscopic analogy to describe quantum entanglement - a fundamental phenomenon of quantum physics which has been proven right somewhat 30 years later, at a time when Schrödinger was already dead. Even though it was created

to argue against quantum physics, the cat became Schrödinger's most famous concept.

But why did Schrödinger choose a cat? Why not a car, a tree, a human?

Why entangle life and dead? And not red and green, big and small, drunk and sober?

Although or because Schrödinger did not know Gilles Deleuze or his philosophy, I'd like to speculate that Deleuze's concept of the animal might offer deeper insights into Schrödinger's cat.

In *L'Anti-Édipe* and *Mille Plateaux*, Gilles Deleuze and Félix Guattari developed their concept of the animal - and they connected it to one of their prime concepts when stating that some animals are rhizomes⁴. They are especially interested in the becoming-animal - a process that is tightly connected to what they call becoming-molecular. Also here we find an intermingled state of a microscopic and the macroscopic, where the animal serves as a translator.

What fascinates Deleuze foremost in animals is that in his understanding every animal has a world, which he finds curious since there are a lot of humans who don't have a world: "They live the life of everybody, that is, of just any one and any thing."⁵

But what is the world of an animal? Deleuze: "It's something extraordinary limited, and that's what moves me. [...] Perhaps it is sometimes the poverty of these worlds, the reduced character of these worlds that impresses me so much."⁶

This specific limitation which constitutes the world of the animal is not necessarily a physical limitation of its living space, like being locked up in a box. The poverty of the animal's world Deleuze has in mind, has more to do with the strong selection in the perception of an animal. Deleuze gives the tick as an example: "The tick responds, reacts to three things, [...] that's it, in a natural world that is immense"⁷.

While Deleuze is quite sympathetic with ticks or fleas, he makes no secret that he dislikes cats and dogs; cats because they rub, dogs because they bark. Nowhere in his writing, Deleuze mentioned Schrödinger's cat, so it is just my guess that he might have liked the whole idea of this specific set-up.

However, it is justified to state that Deleuze would have liked at least one aspect of Schrödinger's cat paradox, which concerns the relation of the cat with death. Deleuze argues that it is not humans but animals that know how to die: He expresses his respect for the cat who seeks a corner to die in; "There is a territory for death as well, a search for a territory of death"⁸. The psychologist James Hillman looked into the relation of dogs with death: "dogs bark at death, warning and protecting us, yet also bringing us into its proximity, into the neighborhood of death and decay"⁹.

So one short answer to the question "Is Schrödinger's Cat a Deleuzian Animal?" shall be "yes, yes, yes" and what we can learn from it is to face the principal uncertainty of life and death. We are lost! We are saved! Lost! Saved! Lost! Saved!¹⁰

Notes

- 1 Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (2005): A Thousand Plateaus. Capitalism and Schizophrenia. Eleventh Printing. Minneapolis: University of Minnesota Press, p. 233.
- 2 Schrödinger, Erwin (1935): Die gegenwärtige Situation in der Quantenmechanik. In: *Die Naturwissenschaften* 23. Jahrgang (48).
- 3 Translation of Erwin Schrödinger's paper *Die gegenwärtige Situation in der Quantenmechanik* by John D. Trimmer. In *Proceedings of the American Philosophical Society*, 124, 323-38.
- 4 Deleuze, Guattari 2005, p. 6.
- 5 Parnet, Claire; Boutang, Pierre-André; Bertoncini, Valeska; Deleuze, Gilles (2009): *Abécédaire*. Gilles Deleuze; Berlin: Absolut Medien/Zweitausendeins.
- 6 Parnet et al. 2009.
- 7 Parnet et al. 2009.
- 8 Parnet et al. 2009.
- 9 <https://terenceblake.wordpress.com/2015/12/12/deleuze-and-the-reduction-to-the-animal-the-problem-of-dogs/>.
- 10 Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (2005): A Thousand Plateaus. Capitalism and Schizophrenia. Eleventh Printing. Minneapolis: University of Minnesota Press, p. 309.

// Das mit dem über Tiere //
Veronica Lion

Hey
Du
Ja, du.
Du, du.

Ich?
Ja, ich.
Ich, ich.
Ja?

Du mir ein Du
Für mein Ich.
Du mir mich.
Ich dir?
Nichts.
(Gutes)

Was weiß ich schon
Über dich
Durch mein Mich,
Unser Zwischendrin
Und Miteinander sein?

((Radikales b//othering))

Ich kenn dich nicht.
Nur als Nicht-Ich
Verkenn ich
Dich
Sicherlich
In meiner Sprache,
Die dir nur Laut//e?

Schreib ich
Für mich
Über dich,
Mit dir,
Ohne dich,
Für mich,
Gegen dich?

((Ich weiß es nicht.))

Vergegenstände d//ich.
Eine Idee von dir,

Als Analysezweck
Als Bildgehalf
Als Spiegelwerk.

Bis zu dir hin
Und ein kleines bisschen
Über mich hinaus,
Kenn ich mich vielleicht aus.
((vielleicht))
Bis dorthin
Wo dann dein Du beginnt.
Dann aus.

Dann Angst.
Dann?
Rückgekoppelt
Dann?
Indifferenz
Dann?

Geflausche
Gewedel
Geschnupper
Gefliege
Gewieher
Gekrieche
Gesurre
Gegurre
Geschnurre
Geknurre
Getiere

Versuche, die nur
Scheitern können,
Weil sie fassen wollen
Was sich immer schon entzogen.
Zu viele derer gibts,
Als zu schreiben einfach so
Für alle
Tier
hier
Eh.

((Auch Antiuniversalgeliebe))

Drum geb ichs zu,
Drum geb ich auf.
Nichts andres bleibt.

Surrgefliege
Bellgeschüttel

Fluggeschnabel
Wabgewühle

((Allundohnmachtsgefühle))

Ich versuchs.
Ich schau.
Ich hör.
Mehr wag ich nicht.
Versteh es nicht.
Versteh es einfach nicht.

Habs versucht,
Mit Metaphern
Versen
Meinen Sinnen
(ur//n)zuvertrauen.

In Respekt
Hör ich auf
Verstehen zu wollen,
Und lass uns alle
da
mit sein.
Und schauen.

((Radikaler Begegnungsraum?))

GEBRANNT E EXISTENZENZ

Kerstin Weich



Brenneisen, spitz-konisch, messerförmig, birn- oder knopfförmig. Unbeschriftete Abbildung aus: Michel, G./Seffner, W.: Veterinärmedizinhistorische Sammlung. Katalog. Leipzig 2005, S. 82.

Bei dem Katalog der veterinärmedizinhistorischen Sammlung zu Leipzig handelt es sich um eine gelistete Bestandsaufnahme von seit den 1990ern zusammengetragener tierärztlicher Dokumente, Mitschriften, Schilder, Bücher, Zeitschriften, Lehrmaterialien, Medikamente sowie alter Instrumente. Geordnet sind die Angaben zu den Exponaten nach Tierarten oder nach Spezialgebieten: Instrumente zur „Kleintierbehandlung“ oder „Chirurgie.“ Die Auflistung unter „Huf- und Gliedmaßenbehandlung bei Rind und Pferd“ ist von einer Fotografie geschmückt. Auf braungesprenkeltem Linoleum, das eine eigene (DDR)-Geschichte erzählt und den verwendeten Fotoblitzen widerspiegelt, sind vier einfache, langstielige Instrumente angeordnet. Drei davon sind mit Holzgriffen versehen, denen die Nutzung handschmeichlerische Glätte und Wärme verliehen hat, eines ist mit einem Metallgriff versehen, in dem ein Federmechanismus integriert ist. Die Köpfe sitzen auf etwa gleich langen Halsen, sind jedoch verschieden geformt. Die Fotografie ist unkommentiert, nicht nur fehlen eine Datierung und Angaben zu Herkunft, Herstellung, Material und Maßen der gezeigten Werkzeuge, sondern überhaupt eine Bezeichnung oder eine Erklärung ihres Zwecks. Die Funktion des auffälligen Federmechanismus und die Bewandnis der verschieden geformten Köpfe bleiben unerklärt. Dieser Umgang mit Abbildungen ist nicht Zufall oder Fehler, sondern Regel und Programm. In

der systematischen Reduktion der Existenz der Objekte auf eine rein illustrierende Funktion drückt sich die Annahme eines eindeutigen und fraglosen Verhältnisses zwischen den Objekten und der Sammlung als Medium für Geschichte und Vergangenheit aus. Aus dieser – einer allzu großen Gewissheit geschuldeten – Underdeterminiertheit folgt eine produktive Inkongruenz zwischen den Objekten und dem informierenden (Sammlungs-)Wissen, das sie als Exponate kennzeichnen und verorten würde und gleichermaßen zwischen dem Wissen, das die Exponate ihrerseits, in ihrer Materialität und ihrem starken Verweis auf Gebrauch, Funktion und Anwendung, ausstellen. Die Bezüge zwischen einer Geschichte der Tiermedizin als einer Geschichte des Wissens und historischen Objekten werden – auf der historischen wie auf der epistemologischen Achse – unscharf. Welches Wissen stellen die abgebildeten Instrumente aus? Haben sie eine historische Existenz oder belegen sie die Historizität von Wissen? Als Instrumente der Pferdemedizin unterhalten die Objekte vielfältige Bezüge zu unterschiedlichen Wissensformen, praktischen wie symbolischen, zu Körperwissen, zu Pferdewissen und zu medizinischer Theorie- und Begriffsbildung. Als Artefakte überkommener, vergangener tiermedizinischer Praxis stellen sie Fragen nach der historisch-kulturellen Existenz von Tieren und wie sich die komplexen Verhältnisse zwischen einem Tierwissen und einem Medizinwissen zu spezifischen Konzepten von Heilung und Lebensformen verdichten. Der kurze Begleittext im Katalog informiert, dass „spätestens seit dem Spätmittelalter bei chronischen Sehnenscheiden- und Gelenkerkrankungen“ (Michel/Seffner 2005:82) die Methode des Brennens angewandt wurde. Daher lässt sich schließen, dass es sich bei den abgebildeten schmiedeeisernen Haken um Brenneisen handeln muss. Schnell lässt sich in Erfahrung bringen, dass Brenneisen bis ins 20. Jahrhundert zur Grundausstattung von Tierärzten gehörten, bevor sie aus der tiermedizinischen Praxis verschwanden oder ihren Weg in eine der seltenen veterinärmedizinischen Sammlungen finden konnten. Dort führen die Brenneisen eine scheinbar klar umrissene Existenz, deren leicht zu bestimmenden Grundzügen zunächst gefolgt werden kann: besonders Werkzeuge, als Ikonen materialisierten Wissens, eignen sich dazu, den Wandel oder Fortschritt des tiermedizinischen Wissens zu belegen. Denn in ihnen sind die Absicht ihrer Herstellung und die Funktion ihres Gebrauchs zur Form geronnen, derart verweisen sie auf das Wissen ihrer Produzenten und Anwender. Es ist das Wissen von Tierärzten (Frauen treten erst Mitte des 20. Jahrhunderts in das Berufsfeld ein, Anfang des 21. Jahrhunderts sind männliche Studierende der Tiermedizin Ausnahme, ohne eine nennenswerte Feminisierung der Disziplin mit sich zu bringen) um den Bewegungsapparat von Pferd und Rind, um seine Krankheiten und um die Kunst des Therapierens und Heilens, das die Brenneisen geformt hat, wie ein Blick in die zeitgenössische Fachliteratur betätigt: „Nach dem verschiedenen Gebrauch und nach der Bildung der Theile des Körpers, wo es angewendet werden soll, so wie nach der Beschaffenheit

und Lage der Gebrechen, muß das Brenneisen verschieden geformt sein, wenn es in der Hand eines geschickten Thierarztes oder Operateurs eines der wirksamsten Heilmittel in der Thierarzneykunde seyn soll, was in derselben um so leichter und dessen Nutzen in unserer Kunst um so viel ausgebreiteter seyn kann, da hier nicht, wie in der menschlichen Arzneykunde, die Furcht des Kranken und der Umstehenden dem Arzte die Hände bindet." (Weidenkeller 1820:1)

Weidenkeller schreibt zu einer Zeit, in der Medizin bereits die Überführung der Kenntnis um die Körper zum Zwecke ihrer Heilung in Praktiken und Realitäten meint. Welche Pathologien konnten mit den Brenneisen geheilt werden? Eine Hauptindikation gaben Lahmheiten ab, deren Sitz zumeist in den Gelenken von Vorder- oder Hintergliedmaßen vermutet wurde. Hier finden sich die entsprechenden Befunde, die der lokalen therapeutischen Intervention mit den Eisen ihr Ziel weisen: Asymmetrien, Schwellungen, Knochenaufreibungen oder vergrößerte Schleimbeutel. Als Symptome indizieren diese äußerlichen Befunde die Erkrankung einer Körperregion, verstanden als Folge einer lokalen Verminderung der Reizbarkeit. Wo Reizbarkeit – Prinzip und Gradmesser von Vitalität und Gesundheit – fehlt, macht sich Kälte, Dumpfheit, Kraft- und Lebllosigkeit breit. Mit dem glühenden Eisen wird der Körper gezielt darin unterstützt, die verlorene Reizbarkeit wiederherzustellen. Die Heilung tritt nach mehreren Wochen ein, wenn die Kräfte und Säfte das erkrankte Pferdebein wieder durchfluten, die schmerzhafteste Steife und Trockenheit überwunden und von der warmen Reizbarkeit des Lebendigen und Gesunden abgelöst wurde.

Innerhalb von diesen kursorisch wiedergegebenen Konzepten von Leben als Reizbarkeit, von welcher organische Funktionalität abhängt, von Körpern als räumlichen Ordnungen, in denen Krankheiten lokalisiert sind, werden die Brenneisen zu „[...] eine[m] der wirksamsten Heilmittel in der Thierarzneykunde [...]“. Die therapeutische Arbeit der Überführung von medizinischem Wissen und bio-physiologischen Konzepten in das lebendige und reizbare Fleisch eines Organismus, der über eine spezifische (Krankheits-) Geschichte verfügt, die in eine der Heilung gelenkt werden soll, spiegelt sich vielfältig in den Brenneisen. Mit dem Eisen, das zum Glühen gebracht wird, kann das Prinzip der Reizbarkeit imitiert und funktionalisiert werden. Die Formung der Instrumente folgt hingegen einem „Wissen“ von den Körpern der Pferde: Ihre Köpfe sind wie primitive Rahmungen oder Fassungen, den Konturen und Maßen der Pferdekörper nachempfunden, die Länge der Stiele entspricht der Kraft der Pferde, die gefährlich werden kann und nach Distanz verlangt. Derart überführen die Brenneisen medizinisch-symbolisches Wissen in praktische Körperpolitiken, die Vorstellungen von Reizbarkeit und den Mitteln ihrer Lenkung realisieren durch Brennen behandelte, erkannte, geheilte Pferde. Die Frage ist, ob sie in der Vermittlung zwischen den Metaphern und Konzepten der medizinischen Repräsentation von Pferden und ihren warmen Körpern, ihren Leiden und Existenzen als Werkzeuge

oder als Instrumente zu betrachten sind. Als Werkzeuge bearbeiten sie ein Material, die Biomasse eines abstrakt begriffenen Pferdekörpers; als Instrumente sind sie Medien, mit und über die sich spezifische Pferdekörper konstituieren. Medizinische Praktiken sind weder ohne Körper zu denken, noch außerhalb der Erfahrungsprozesse von Krankheit und Heilung. Die Rede von der Konstituierung der Körper durch Repräsentationen und Praktiken drängt hier also stets über einen lapidaren Sozialkonstruktivismus hinaus. Im Kontext der veterinärmedizinhistorischen Sammlung stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen Wissen und den Körpern oder Objekten in Bezug auf die Zuschreibung oder Aberkennung ihrer Historizität. Als Heilmittel erweitern die Brenneisen dieses Problem auf die Körper der Pferde und von dort aus auf jene Fragen, inwiefern aus der Konstituierung der Körper ihre Existenz nicht nur als sozio-historische, sondern auch als eigene, spezifische Pferde-Existenz erfassbar wird.

Denn das Wissen über Pferde, ihre Organismen und ihre Pathologien lässt sich so wenig als bloße (mehr oder weniger zutreffende) Repräsentation einem „tatsächlichen“ Pferdewissen entgegensetzen, wie sich die therapeutische Praxis des Brennens von den damit bewirkten Heilerfolgen trennen lässt. Als Exponate einer vergangenen Praxis verlangen die Brenneisen nach einer konsequenten Historisierung auch der körperlichen Erfahrung der Heilung. Zwei bis drei Wochen nach der Therapie mit den Brenneisen, zeigt sich der Heilerfolg: Die gebrannten Pferde hören auf, zu lahmen. In der Medizin werden die programmatischen Forderungen einer konsistenten Historisierung und Politisierung gesellschaftlicher Zusammenhänge, die sich gerne auf Foucault und Butler beziehen, unausweichlich und konkret. Denn das Paradox des gleichzeitigen Verweises auf (jahrhundertewährenden) therapeutischen Erfolg und auf die therapeutische Nutzlosigkeit veralteter veterinärmedizinischer Instrumente, lässt sich nicht durch die (Wieder-)Einführung einer Trennung zwischen dem Historischen (des Wissens) und dem Kontinuierlichen (der Körper) lösen. Demnach wären die Körper und Gebrechen der Pferde der Geschichte enthoben und die „Heilerfolge“ des Brennens auf nur zufällige Koinzidenzen zwischen historisch als falsch entlarvter Theorie und immer wahrer Biologie reduziert. Doch als Artefakte der Vermittlung zwischen medizinischem Wissen und lebendigem Pferdekörper versperren die massiven Brenneisen und ihre vom Gebrauch geglätteten Griffe konstruktiv den Weg in diese Sackgasse der Hintergründigkeit. Trotzig beharren sie auf der Ununterscheidbarkeit zwischen Wissen, Objekten und Körpern, deren Existenzweisen sich auf einer Oberfläche ohne doppelten Boden und Referenzen auf Außerhistorisches realisieren. In der Immanenz von Diskursen, Körpern und Existenzweisen realisieren sich Therapie und Heilung, nicht in der Koinzidenz unterschiedener Bereiche. Die Frage nach dem Tier stellt sich in der Tiermedizin als konkrete sozio-historische Produktion tierischer Existenzweisen in einer Geschichte der Diskurse und ihrer materiellen Effekte auf Körper. Als Patient_innen machen Tiere nicht nur Geschichte, sondern sie haben Ge-

schichte. Ausschlaggebend ist nicht eine (moralisch-politische motivierte) Ausweitung des Kreises der historischen Akteure auf Tiere, sondern die Faktizität ihrer konkreten Produktion, von der die Brenneisen zeugen.

Die Brenneisen markieren eine Geschichte der Tiermedizin, die sich nicht auf das Wissen beschränkt, sondern das Materielle einschließt. Im Falle der Brenneisen umfasst das Praktiken, Körper und Existenzen. In der Praxis des therapeutischen Brennens werden die Körper der Pferde, die Symmetrie ihrer Gliedmaßen, die Dicke ihrer Haut mit den Händen und Augen der Tierärzte, einer Präzision im Ansetzen der glühenden Eisen auf Gelenke oder andere neuralgische Punkte miteinander verknüpft. Historische Objekte, historische Praktiken und historische Körper: Die Brenneisen erscheinen in dieser Konstellation als Kondensate der „semiotisch-materiellen Technologien, die Bedeutungen mit Körpern verknüpfen“ (Haraway 1996:232). Unbestreitbar haben Pferde und Brenneisen eine spezifische Erfahrungswelt konstituiert. In ihr realisieren sich Existenzweisen als Optionen des Gesehen-, Gehört-, Gefühlt-, Berührt-, Behandelt-Werdens, dem bestimmte Vermögen des Sich-Verhaltens, Sich-Fühlens, Sich-Erfahrens, des Zeigens und des Ausdrucks entsprechen. Mit den Diskursen, dem Wissen und seinen Instrumentalisierungen, verändern sich auch diese Existenzen. Eine Pferde-Existenz im 21. Jahrhundert ist definitiv in ihren Vermögen und damit in ihren Seinsweisen und Erfahrungsspektren von einer des 19. Jahrhunderts unterschieden: so wie die Brenneisen von einer auf molekularen Immunmechanismen basierenden Gelenktherapie.

Eröffnet sich über den Körper und seine Medizin ein Zugang zu tierischer Existenz in ihrer Differenz (als animalischer, als einer Pferde-Existenz), die nicht nur hergestellt wird, sondern auch herstellt? Oder ist es zynisch, das Procedere des therapeutischen Brennens als Existenzweise des Pferdes zu beschreiben? Als eine subjektive Existenz, die das Pferd führt, in dem sich das Pferd der verschiedenen Register der Aufmerksamkeit, des Agierens und Reagierens bedient? Schließlich entfaltet sich die Kunst des Brennens nicht von ungefähr an und in Tierkörpern, denen Animalität – als fehlende Sensibilität, als Inferiorität, als Freibrief zur gewalttätigen, zweckgerichteten Zurichtung – in den Leib gebrannt werden kann: „[...] da hier (in der Tiermedizin, K. W.) nicht, wie in der menschlichen Arzneykunde, die Furcht des Kranken und der Umstehenden dem Arzte die Hände bindet.“ Gebunden wird tatsächlich nur das Pferd selbst. Der einfache Schluss von der tierischen und damit furchtlosen Seinsweise der Patient_innen auf die Anwendbarkeit der Brenneisen, erfordert in der Praxis einen enormen Aufwand. Mindestens vier Personen und mehrere Meter fester Seile, mit denen das Pferd gefesselt und auf den Boden fixiert werden muss, sind notwendig damit die Therapie des Brennens vollzogen werden kann. Angesichts dieser Dimensionen von Gewalt, Zwang und Schmerz an der Perspektive eines Selbstbezuges festzuhalten, der sich in und über diese Zurichtung und Verneinung realisiert, ist nicht

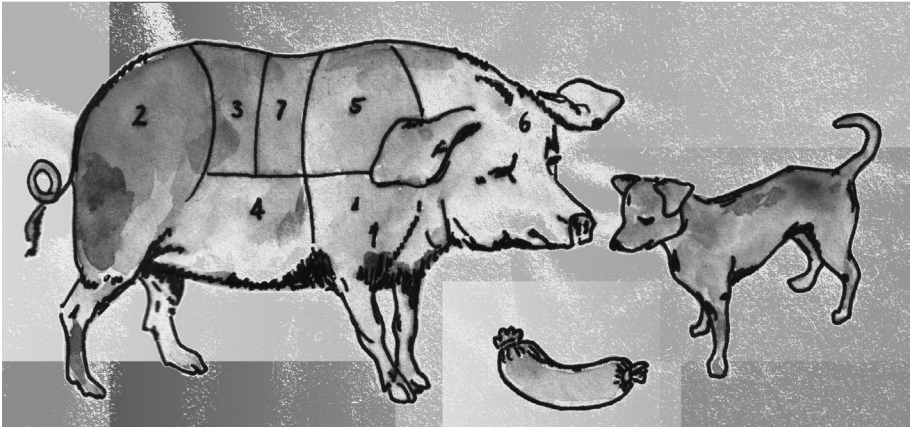
leicht und eventuell auch der falsche Weg. Nichtsdestotrotz ist er, um die Existenz von Tieren zu erfassen, die als Patient_innen in einem körperpolitischen Diskurs stehen, der Strategien der Subjektivierung, des Selbstbezugs einschließt, Strategien des ontologisierenden Ausschlusses vorzuziehen. Eine Variante würde darin bestehen, den Pferden das Vermögen, ein_e Patient_in zu sein, also den medizinischen Diskurs zu prägen und anzuleiten, wie durch ihn hervorgebracht zu werden, abzusprechen, sie qua Animalität aus der gesellschaftlichen Konstituierung in und durch die Medizin auszuklammern, eine andere darin, die Pferde-medicin als bloße Institution der Gewalt zu verkennen, die sie nicht ist, insofern in der Medizin die Sorge um eine_n Patient_in dem Einsatz von Zwang übergeordnet werden muss. Eventuell ist es sinnvoll an dieser Stelle weiterzudenken und nach den konkreten Formen der Herstellung von Pferdekörpern zu fragen, nach der Art und Weise wie Pferde und ihre Körper in der Medizin erfahrbar werden und sich erfahren, wie jene Muster der Aufmerksamkeit beschaffen sind, die Signale und Expressionsvermögen durch sie hervorgebracht und verhindert werden. Die Brenneisen und ihre Anwendung sind auch Technologien der Individualisierung des Pferdes, dessen spezifisches Reizbarkeitsvermögen den Einsatz der Eisen anleitet und dessen Krankheitsverlauf als „Fall“ begriffen wird. So wie die Eisen ihre spezifische Formgebung aus der Morphologie der Körper der Pferde und ihrem Expressionsvermögen in den zeitgenössischen Registern von Gebrechen und Vitalität gewinnen, kommt den Pferden im Zusammenspiel mit den Eisen, den Schmerzen, die diese ihnen zufügen und den Heilungen, die sie bewirken, eine spezifische Existenz zu. Damit ist nicht gemeint, dass wir aus den Existenzweisen tierischer Patient_innen etwas über den Subjektstatus oder über die agency von Tieren erfahren würden. In der Tiermedizin zeigen sich nicht tierische Existenzen auf eine besondere Art und Weise, sondern die Tiermedizin zeigt sich als eine gesellschaftliche Institution, die tierische Existenzweisen konstituiert (nicht nur produziert). Die Tiere, die als Patient_innen in den Macht-Wissens-Komplex der Tiermedizin eintreten, führen historisch-gewordene Existenzen, die sich in materiellen Praktiken, wie in den tierischen Körpern und Vermögen realisieren. Glühende Eisen und Pferdekörper sind in einem Setting koordinierter Bewegungen, in einer spezifischen Choreographie von Fleisch und Symbolik, ineinander verschränkt. Beides sind Produkte und Effekte einer Wissensproduktion in der Tiermedizin. In dieser Perspektive von Pferdewissen zu sprechen, zielt weniger auf die Unterscheidung zwischen einem Wissen von Pferden und einem Wissen über Pferde, sondern auf die Unlösbarkeit ihrer Existenz aus den sie konstituierenden Diskursen.

Literatur

- DUDEN, B: Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart 1987.
- EITLER, P: Animal History as Body history: Four Suggestions from a Genealogical Perspective. In: Body Politics 2 (2014/4), 259-247
- HARAWAY, D: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: SCHEICH (Hg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie, Hamburg, 1996, 217-248
- LATOUR, B: A Textbook Case Revisited. Knowledge as a Mode of Existence. In: Hackett/Amsterdamska/Lynch/Wacjman (eds): The Handbook of Science and Technology Studies. Cambridge, London, 2007, 83-112
- MICHEL, G/SEFFNER, W: Veterinärmedizinshistorische Sammlung. Katalog. Leipzig 2005
- SARASIN, Philipp: Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt/Main, 2001, 11-31
- WEIDENKELLER, J: Das Brenneisen oder das englische Feuer hinsichtlich seiner Wirkungen, seines Nutzens und seines Gebrauchs in der Thierarzneykunde. Nürnberg: Bauer u. Raspe 1820.

Sind wir auf den Hund gekommen und haben das Schwein vergessen?

Judith Benz-Schwarzburg



Verschiedene Themen der Human-Animal-Studies nehmen inzwischen in geistes- und naturwissenschaftlichen Diskussionen einen immer größeren Raum ein. Der Beziehung des Menschen zu seinem besten Freund, dem Hund, kommt dabei besonders große Aufmerksamkeit zu. Der Hund, seine Kompetenzen und seine über Domestikation geprägte Beziehung zum Menschen bilden etwa auch am 2011 in Wien gegründeten Messerli Forschungsinstitut (MFI) einen Schwerpunkt. Geforscht wird hierzu in einem eigenen Clever Dog Lab und in einem an das MFI angeschlossenen Wolf Science Center. Sicherlich beeinflusst diese Forschung das gesellschaftliche Wissen um die komplexen Fähigkeiten und Bedürfnisse von Hunden.

ForscherInnen der Vergleichenden Kognitionsforschung, der Ethik und der Komparativen Medizin des MFIs wenden sich nun jedoch auch der sozialen Kognition von domestizierten Schweinen zu. Die ethisch relevante Frage ist, ob und inwiefern auch diese Forschung Implikationen für unser Verständnis, und zwar das vom Schwein, haben könnte.

In dem Moment, in dem ich mich von den Stars der Kognitionsforschung, also den Menschenaffen und Meeressäugern, den Hunden, Wölfen, Papageien und Rabenvögeln ab- und dem Schwein zuwandte, musste ich zunächst feststellen, dass es vergleichsweise wenig zeitgenössische, philosophische Fachliteratur zu Schweinen gibt. Berühmte Wissenschaftler wie Frans de Waal oder Mark Rowlands haben zwar in jüngster Zeit Bücher mit Titeln wie *Primates and Philosophers* (2006) oder *The Philosopher and the Wolf* (2009) verfasst, der einzige philosophisch relevante Text mit ver-

gleichbarem Titel zu Schweinen stammt allerdings schon von 1896: Henry S. Salts Kurztext *The Philosopher and the Pig*. Dieser thematisiert allerdings bereits genau die Problematik, dass wir uns Schweine lediglich zu Nutze machen ohne je nach deren Perspektive/n zu fragen und dass wir uns hierfür eine Reihe weit hergeholter Rechtfertigungsnarrationen zu Recht legen. Aber wie genau sind diese gestrickt? Wie behandeln wir Schweine, und was denken wir über sie?

Der Philosoph Thomas Macho stellt eine Ausnahme dar, was das Interesse am Schwein anbelangt. Wer die Begriffe „Macho“ und „Schwein“ zusammen bei Google eingibt, versinkt sofort im tiefsten Shitstorm der Suchmaschinen – und bekommt einen ersten lebhaften Einblick, wofür Schweine sprachlich herhalten müssen. Das ist Macho selbst natürlich auch schon aufgefallen. In seinem neusten Buch tritt er diesbezüglich die Flucht nach vorne an und thematisiert sein eigenes Unbehagen beim doppeldeutigen Titelvorschlag seines Verlages: *Schweine. Ein Portrait von Thomas Macho*. Erschrocken sei er primär vor dem eigenen Erschrecken, das die Frage stellt, warum man eigentlich nicht in die Nähe des Schweins gerückt werden will. Macho meint, Schweine seien „unsnah und fern zugleich“, „Doppelgänger der Menschen“, „Botschafter des Fremden“. Sie verkörperten „im Sinne Freuds – das Unheimliche, das in den Winkeln des Heimischen nistet: verdrängt, verborgen, versteckt“ (Macho 2015: 7). So heißt es etwa in George Orwells *Farm der Tiere*: „Die Tiere draußen blickten von Schwein zu Mensch und von Mensch zu Schwein, und dann wieder von Schwein zu Mensch, doch war es bereits unmöglich zu sagen, wer was war.“ Gottfried Benn spricht in einem seiner Gedichte von der „Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch“ und Winston Churchill hat in *Never Dispair* seine Affinität zu Schweinen geäußert: „Hunde schauen zu uns auf, Katzen schauen auf uns herab. Schweine begegnen uns auf Augenhöhe“ (zitiert nach Macho 2015: 8).

Dennoch ist es gerade nicht so, dass wir Schweine auch wie unsereins behandeln würden: „Wir essen [...] dauernd Schweine, ohne sie zu bemerken“ (Macho 2015: 8). Auch hier ist die Situation ambigue, denn obwohl als lebende Tiere quasi unsichtbar, sind Schweine dennoch allgegenwärtig: sie „bevölkern [...] einen ausgedehnten Raum des Imaginären, der von Mythen, Fabeln und Legenden, Gedichten und Romanen, Bildern, Filmen, Kunstprojekten und Theateraufführungen bis zu Werbeplakaten, Geschirr, Spielzeug und mehr oder weniger kitschigen Alltagsobjekten reicht“ (Macho 2015: 8/9). Aber, so Macho weiter: „dieser Schein – im Wechselspiel zwischen Artefakt und Projektionen – verdunkelt die wirklich lebenden Tiere“ (Macho 2015: 9). Hier öffnet sich eine Kluft zwischen kultureller Konstruktion und echtem Tier. Wie sind die lebenden Schweine? Und was genau oder was vor allem wird an ihnen verdunkelt?

Schweine sind nicht nur auf der imaginären Ebene „allgegenwärtig“, sie kommen auch in verschiedenen realen Rollen und Aufga-

benfeldern vor. Die Fachliteratur beschreibt Versuchsschweine, Minensuchschweine oder Drogensuchschweine. Schon vor der Wende zum 19. Jahrhundert gab es zahlreiche Zirkusschweine, etwa *Toby the Sapiant Pig*, das allerlei erstaunliche Zirkustricks beherrschte und dessen Halter ihm 1817 sogar eine Autobiographie mit dem Titel *The Life and Adventures of Toby the Sapiant Pig* widmete. Es gibt Rennschweine, Schwimmschweine, Trüffelschweine und immer häufiger halten Menschen sich Mini- oder Microschweine als kleingezüchtete Hausschweine (im Internet mit Vorliebe in Teetassen sitzend fotografiert) (Macho 2015, 2006; Mizelle 2011). Aber vor allem gibt es laut FAO und Fleischatlas weltweit ca. 1,4 Milliarden Mastweine. Allein in Deutschland werden pro Jahr knapp 60 Millionen Schweine geschlachtet, in Österreich ca. 5,5 Millionen.¹ Angesichts dieser Zahlen ist das Schwein vor allem ein Nutztier.

Wie sieht es im Vergleich dazu bei den Hunden aus? Auch hier finden sich einige schon beim Schwein genannte Rollen wieder. Es gibt Versuchshunde, Drogensuchhunde, Rettungshunde und Showhunde. Letztere findet man vorrangig auf Rassehundeschaufenstern oder bei Dog Grooming Wettbewerben. Im Januar betitelte die *Abendzeitung München* ein entsprechendes dpa-Bild mit den Worten „Hundeschau: Tierische Schönheiten oder ‚Rassenwahn‘“? Es gibt Rennhunde und Trüffelhunde – vor allem aber begegnet uns der Hund als Haustier. Der Schlacht- und Schnitzelkontext entfällt zumindest in der westlichen Welt. Die dominanten Rollen beider Tiere unterscheiden sich also fundamental.

Zwar ist das Schwein aufgrund seiner Fruchtbarkeit ein Glückssymbol – wobei Glücksschweine stilisierte, saubere Exemplare mit vierblättrigen Kleeblättern im Maul sind und damit echten Schweinen eher nicht entsprechen.

Vor allem begegnet uns das Schwein aber in Form von Schimpfwörtern, von der „dummen Sau“ zur „Rampensau“, von der „Drecksau“ zur „Schweinebacke“, vom „Kameradenschwein“ zur „Linken Sau“. Im 13. Jahrhundert tauchte das Schimpfwort der „Judensau“ auf. Es sollte Juden verhöhnen, ausgrenzen und demütigen, da das Schwein im Judentum als unrein gilt und mit einem religiösen Nahrungstabus belegt ist. Spottbilder mit dem Judensaumotiv sind an den Fassaden von ca. 30 Kirchen und anderen Gebäuden in Deutschland zu finden. Seit dem 15. Jahrhundert erschien das Motiv auch als aggressive Typenkarikatur in Flugschriften und anderen Printmedien. Der Nationalsozialismus verwendete das Bild als Hetzparole zur Verleumdung, Demütigung und Bedrohung jüdischer MitbürgerInnen (Macho 2015; 2006).

An den Schimpfwörtern und Abbildungen wird deutlich, dass das Schwein vorrangig Schmutz, Gier, Dummheit und zügellose Sexualität repräsentiert und der Diffamierung dient. Diese Symbolik verstellt jeglichen Zugang zu dem, was Schweine tatsächlich sein könnten.

Die Mensch-Hund-Beziehung ist demgegenüber in westlichen Kulturen eindeutiger und positiver belegt. Der Hund ist Familienmitglied, treuer Begleiter, Freund. Er ist integriert in unsere Gesellschaft, mit allen Nebenwirkungen bis hin zu extremen Formen der Anthropomorphisierung. Man denke etwa an Pekinesen in Superman-Kostümen oder an zu Tigern umgestylte Dog Grooming Champions. Hier wird der Hund überdeckt und verstellt. Der Hund wird heute aber vor allem als ein Symbol für die heile Mittelklassefamilie gehandelt, wie an unzähligen Bildern in Internet und Werbung zu sehen ist. Meist finden sich Abbildungen mit vier ausgesprochen ansehnlichen menschlichen Familienmitgliedern, oft blond, die Kinder meist ein Junge und ein Mädchen, plus ein ebenso hübscher und blonder Golden Retriever. Selbstverständlich gibt es auch die dunkelhäutige und dunkelhaarige Variante (mit schwarzem Labrador) oder die Version mit Katze – das Muster ist stets ähnlich und das Familientier wirkt oft gestresst auf diesen Bildern. So auf den Punkt gebracht und in ein Phantasma gepresst, ist natürlich auch das Mensch-Hund-Verhältnis nicht ganz unproblematisch. Insbesondere der Hund als Familienmitglied und Kindersatz und das sehr deutliche Abhängigkeitsverhältnis des Hundes zum Menschen – Herrchen und Frauchen entscheiden, wann gegessen wird, wann Gassi gegangen wird, wann der Hund im Shoppingkorb sitzen oder mit zur Arbeit kommen muss – laufen Gefahr, den Hund zu verkennen und zu missachten. Während dem Hund Autonomie häufig abgesprochen wird, wird seine Intelligenz im Gegensatz zum Schwein jedoch sicher stärker wahrgenommen und betont.

Klar ist, die Rollen beider Tiere sind in Hinblick auf den moralischen Status, den wir ihnen zuschreiben, nicht neutral: Die Rolle als paradigmatisches Nutztier vs. paradigmatisches Haustier definiert, wer mit am Tisch sitzen darf und wer auf dem Teller liegt. Und die Tatsache, dass wir die einen als kognitiv komplexe Lebewesen anerkennen und die anderen zu dummen Schweinen erklären, spielt dabei eine beachtliche Rolle.

Psychologische Studien zeigen, dass KonsumentInnen insbesondere jene Tiere für dumm und gefühllos erklären, die sie essen. Fragt man danach, wie Tiere in Hinblick auf ihre „Essbarkeit“², ihre Leidensfähigkeit und ihre kognitive Komplexität eingeschätzt werden, so rangieren Nutztiere sehr hoch, was ihre Essbarkeit angeht, aber ganz weit unten, was Kognition und Leidensfähigkeit betrifft. Den Hund hingegen würden KonsumentInnen in westlichen Gesellschaften nicht essen, sie betrachten ihn als äußerst leidensfähig und intelligent. Er befindet sich hierbei in guter Gesellschaft von Delphinen, Affen, Pferden und Katzen (Bastian et al. 2012). Schweine fehlen in der hier zitierten Studie leider – eine echte Forschungslücke. Psychologie und Philosophie gehen davon aus, dass das Absprechen von komplexer Kognition und von Leidensfähigkeit eine besondere Funktion hat. Tiere für dumm und gefühllos zu erklären, ist eine Legitimierungsstrategie, um sie zu nutzbaren Objekten und Produkten degradieren zu können.

Stewart und Cole (2009: Fig 1, 461) betrachten die Rolle von Tieren auf zwei Achsen: von *Objektivifizierung*³ bis *Subjektstatus* und von *sichtbar* bis *unsichtbar*. Auch hier liegen Haustier und Nutztier einander diametral gegenüber: Haustiere werden nicht nur als Subjekte mit erweiterten Rechten verstanden, sondern sind auch sichtbar und greifbar für uns, haben einen Platz in unserer Gesellschaft. Nutztiere hingegen, ähnlich wie Labortiere und Schädlinge, werden als Objekte verstanden ohne Rechte (mit Bastian et al. kann hinzugefügt werden: ohne Leidensfähigkeit und komplexe Kognition). Gleichzeitig sind sie an den Rand unserer Gesellschaft verschoben, nicht sichtbar – und damit problemlos zu töten.

Der Kontext des Fleischkonsums muss bedacht werden, wenn man die Beziehung des Menschen zum Schwein untersucht, und er stellt sich bei anderen uns kognitiv eng verwandten Arten, wie etwa Hunden oder Primaten, nicht. Schweine können innerhalb des Systems des Karnismus, wie Joy (2011) die Ideologie des Fleischkonsums bezeichnet, als prominenteste Konsumware gelten. Als Karnismus bezeichnet Joy (2011) die Ideologie des Fleischkonsums, die wir meist nicht als solche erkennen. Bei der Gegenbewegung sprechen wir nicht vom „Gemüseessen“, sondern von Vegetarismus oder Veganismus (-ismen, Ideologien), um eben nicht nur zu sagen, *was jemand isst*, sondern um auch deutlich zu machen, dass es sich dabei um eine *bestimmte Haltung zur Ernährung* handelt. Beim Fleischessen gibt es ein solches Substantiv schlicht nicht. Joy führt deshalb den Gegenbegriff des Karnismus ein.

Der Karnismus als Überzeugungssystem stützt sich auf folgende vier, zentrale Argumentationsmuster:

Die 3 N's des Karnismus besagen zunächst, dass dieser *natürlich, notwendig und normal* sei. Auch deshalb ist der Karnismus „unsichtbar“, er ist die unhinterfragte, notwendige und allgegenwärtige Norm. Es fällt hingegen auf, wer sich davon abgrenzt. Der Karnismus funktioniert des Weiteren durch Mechanismen der *De-Individualisierung*: In der Massentierhaltung verschwindet das individuelle Schwein in einer Besatzdichte von oft mehreren hundert Tieren pro Stall. Bei manchen Tierarten, etwa Fischen oder Hühnern, wird nur noch in Kilogramm Masse gerechnet und nicht mehr in individuellen Tierzahlen.

Zusätzlich sind weitere *Distanzierungsprozesse* als stützende Muster des Karnismus zu beobachten: Wir erkennen im panierten, angebratenen und mit Beilagen dekorierten Stück Fleisch vor uns auf dem Teller das Tier nicht mehr.⁴ Dies ist problematisch, da im Falle von Fleisch nicht mehr erkannt wird, dass das tote Produkt einmal ein lebendiges Tier mit inhärentem Wert⁵ war (eine ethische Dimension, die in der nicht-tierischen Lebensmittelproduktion so nicht existiert). Diese Distanzierungsprozesse tragen maßgeblich dazu bei, dass in der Wahrnehmung von Tieren als Nutztiere schließlich der bereits angesprochene Prozess der *Objektivifizierung* wirksam ist. Das Tier wird als Fleischlieferant, als Objekt, als Produkt verstanden, das wir für unsere Interessen nutzen können.

All diese Argumentationen, Muster und Mechanismen des 'Karnismus' sind nur wirksam bzw. werden verstärkt durch das Absprechen von sozio-kognitiven Fähigkeiten von Tieren. Ein Tier nicht als komplexes Lebewesen mit Leidensfähigkeit zu sehen, ermöglicht es uns, uns zu distanzieren, es nicht als Subjekt und nicht als Individuum zu betrachten, seine Bedürfnisse unseren Bedürfnissen unterzuordnen und es als normal, notwendig und natürlich zu betrachten, Tiere grundsätzlich zu nutzen.

Eine Gesellschaft definiert und re-definiert also wer Haustier und wer Nutztier ist (Irvine 2004). Diese Einordnung ist aber nicht moralisch neutral, sie ist mit Vorurteilen, etwa über die Intelligenz von Tieren überladen und – so bleibt zu hoffen –, eventuell durch wissenschaftliche Forschung beeinflussbar. Lässt sich also das Image der Schweine korrigieren? Zumindest haben wir damit begonnen, die Kognition von Schweinen genauer in den Blick zu nehmen (Mendl et al. 2010; Marino & Colvin 2015). Zukünftig wird dabei von zentraler Bedeutung sein, eine Forschungsmethodik zu finden, die sich nicht als purer, unreflektierter Machtdiskurs entpuppt. Wie dies freilich aussehen soll, ist offen, doch fünf Punkte können betont werden:

- 1) Wer die Fähigkeiten von Tieren untersuchen möchte, sollte zunächst ausschließen, dass die Haltungsbedingungen arttypisches Verhalten unmöglich machen.
- 2) Wer das Verhalten von Tieren interpretieren möchte, kann zwar einen *epistemischen* Anthropozentrismus womöglich nicht umgehen. Man kann aber versuchen, kognitive Fähigkeiten *inhaltlich* so zu definieren, dass sie nicht von vorne herein anthropozentrisch konzipiert sind und das Tier daran gemessen zwangsläufig „defizitär“ wirkt. Hierfür müssen Kognitionsbiologie und Philosophie gemeinsam an einer neuen Theoriebildung arbeiten.
- 3) An die Fähigkeiten und Bedürfnisse von Tieren sind deren Interessen im ethischen Sinne geknüpft. Diese müssen ebenfalls reflektiert werden. Ethik und Animal Welfare Science müssen deshalb zu einer interdisziplinären Forschung hinzutreten.
- 4) Da das Interesse des Menschen am Fleischkonsum mit dem Interesse des Tiers an Wohlbefinden und Leben kollidiert, ist im Falle von Nutztieren speziell dieser Interessenskonflikt und der gesellschaftlich-kulturelle Kontext, der ihn aufrechterhält, zu untersuchen. Hier werden nicht nur ethische, sondern auch kulturwissenschaftliche, soziologische und psychologische Perspektiven bedeutsam.
- 5) Und schließlich ist auch die Kognitionsforschung am Tier ein menschliches Interesse, und zwar ein Nutzungsinteresse, bei dem das Tier dem menschlichen Erkenntnisgewinn dient. Dieser Erkenntnisgewinn wäre wissenschaftskritisch zu reflektieren. Dasselbe gilt für die Verantwortung der Forscher_innen, Ihre Ergebnisse nutzbar zu machen und zwar auf eine Art und Weise, die auch den Interessen der Tiere zugutekommt.

Im neuen Pig Cognition Lab des MFI⁷ wird versucht, ein interdisziplinäres Forschungsprogramm langsam umzusetzen. Hier leben drei Muttersauen mit ihren Ferkeln in einer ganzjährigen Freilandhaltung auf großen, insgesamt 8 ha umfassenden Weiden mit Wald und Suhle. Die Tiere schlafen und ruhen in mobilen Hütten. Sie leben in einer intakten sozialen Gruppe und haben viel Platz zur Bewegung, zum Spiel, zur Nahrungssuche, zum Zurückziehen, zur Erkundung und zur Interaktion. Training und Versuchsdurchführung finden auf der Weide statt und verwenden ausschließlich positive Verstärkung.

Mithilfe sozialer Netzwerkanalyse und Verhaltensbeobachtung soll das Sozialverhalten (also etwa die Gruppenstruktur, die Hierarchien und Freundschaften⁸ der Tiere) erforscht werden. Einen zweiten Forschungsschwerpunkt stellen die sozio-kognitiven Fähigkeiten von Schweinen dar. Hier wird es etwa darum gehen, ob die Tiere Individuen, Gesichter und Emotionen erkennen können oder ob soziales Lernen und Imitation vorkommen. Komplexe moral-analoge Interaktion soll einen späteren Schwerpunkt darstellen: Zeigen Schweine Aversion gegen Ungleichbehandlung, entscheiden sie sich pro-sozial und kooperativ – womöglich sogar in ähnlicher Weise wie Hunde oder Primaten?

Philosophisch-ethische und (veterinär)medizinische Perspektiven begleiten die Kognitionsforschung und werden sich auf lange Sicht den Schnittstellen von Kognitionsbiologie, Philosophie/Ethik und (Tier)medizin widmen. Dies soll eine philosophisch fundierte Interpretation der biologischen Forschungsergebnisse ermöglichen und deren Relevanz für die Tierethik sowie für Stress und Wohlbefinden der Tiere klären.

Noch liegen keine veröffentlichten Forschungsergebnisse vor und es ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt schwer einzuschätzen, inwiefern die Ergebnisse zu einem veränderten Verständnis des Schweines führen können. Angesichts der vorherrschenden Wahrnehmung vom Schwein als Fleischlieferant und den historisch gewachsenen kulturellen Rollenzuweisungen mit ihren vielschichtigen Symboliken ist allerdings Skepsis angebracht, inwieweit und ob sich das Bild vom Schwein so schnell wandeln wird. Macho (2015) zitiert Cora Stephan mit den Worten, Schweine wären „so klug wie Delphine, zart und ausdauernd in der Liebe [...] verspielt und genußsüchtig, frech und anhänglich, gute Läufer, ausgezeichnete Schwimmer“ – und sie „wären des Menschen bester Freund, erschärke dieser nicht vor seiner Ähnlichkeit mit dem sprachgewandten Borstentier. Es wäre nicht das erste Mal, dass Ähnlichkeit zu erbitterter Feindschaft geführt hätte“ (Stephan 1990: 117). Die Entdeckung der Ähnlichkeit zum Tier, die sonst in der Tierethik als positiver Treiber in Richtung Anerkennung, ja sogar zum Zugeständnis eines Personstatus und personaler Rechte für Tiere wirkt (Cavalieri & Singer 1994; White 2007; The Helsinki Group 2010), stellt uns beim Schwein vor ungleich größere Herausforderungen. Wir sind beim Wandel der Beziehung zwischen Mensch und Schwein mit viel komplexeren Bedeutungszusammenhängen

konfrontiert als nur mit einem Informationsdefizit auf Verbraucher_innenseite, da der Konsument/die Konsumentin einfach noch nicht weiß, wie intelligent Schweine doch sind. Er/sie wird sich kognitiven Dissonanzen nicht zwangsläufig stellen, nur weil die Wissenschaft feststellt, dass Piggy, Fiffi und möglicherweise er bzw. sie selbst gar nicht so verschieden sind. Andererseits: wie sonst kann man die Verbindung von Schnitzel zu Schwein herstellen, wenn nicht über moralisch relevante Zuschreibungen wie Leidensfähigkeit und Kognition?

Anmerkungen

- 1 <http://faostat3.fao.org/download/Q/QL/E>, 17.06.2015, Zahlen von 2013.
- 2 Statt einer anthropomorphen, fiktionalen Konstruktion des Schweins (die es als dumm und dreckig einstuft) eine bestimmte Form der Kognitionsforschung zu fordern, hat etwas damit zu tun, dass die Ergebnisse letzterer besser zeigen könnten, was/wie das Schwein tatsächlich ist, indem man seine Perspektive abfragt und seine Fähigkeiten und Bedürfnisse sichtbar macht, etwa in sog. Präferenztests. Diese Forschung hat damit einen gewissen Objektivierungs- und Wahrheitsanspruch (den man aber auch wieder in seiner Reichweite und „Neutralität“ hinterfragen kann, schließlich ist nicht zuletzt auch naturwissenschaftliche Forschung kulturell überformt).
- 3 Zum Verständnis von Tieren mit Blick auf ihre Essbarkeit vgl. auch Mellinger 2001.
- 4 Gemeint ist hier der Prozess der Verdinglichung, der ein Subjekt bzw. Lebewesen zu einem Objekt macht.
- 5 Man könnte einwenden, dass wir auch in einem Erdäpfelpüree die (einzelnen) Erdäpfel nicht mehr wiedererkennen. Zur Frage nach der Größe der wahrgenommenen Distanz zwischen dem Produkt auf dem Teller (etwa Erdäpfelpüree oder Chicken Nuggets) und der zugrundeliegenden Pflanze bzw. dem zugrundeliegenden Tier, lässt sich aber zunächst sagen, dass ein Erdäpfelpüree geschmacklich, wie auch haptisch und visuell sicher näher an der Kartoffel liegt als ein Chicken Nugget am lebenden Huhn. Ethisch entscheidend dürfte aber vor allem sein, dass der im Falle von Tieren als Nahrungsmitteln zum Tragen kommende Distanzierungsprozess eine andere ethische Qualität hat, als wenn es um pflanzliche Nahrungsmittel geht - vorausgesetzt man erkennt an, dass Tiere im Gegensatz zu Pflanzen Empfindungsfähigkeit und eine Reihe komplexer kognitiver und sozialer Fähigkeiten besitzen. Im einen Fall wird eine Pflanze zu einem pflanzlichen Produkt verarbeitet, im anderen Fall ein lebendes Tier zu einem toten Stück Fleisch. Tiere sind im Gegensatz zu Erdäpfeln Lebewesen mit inhären-

tem Wert (etwa gebunden an ihre Kognition und Leidensfähigkeit). Insofern ist es wichtig, Distanzierungsprozesse besonders im Falle des Karnismus als Mechanismen hervorzuheben. Das schließt aber nicht aus, dass es in anderen Prozessen (auch in anderen Prozessen der Lebensmittelherstellung) ähnliche oder auch anders geartete Distanzierungsprozesse gibt.

- 6 In der Tierethik (etwa in den Ausführungen von T. Regan, K. Blumer und A. Krebs) wird meist zunächst allen Lebewesen ein *Eigenwert* zugeschrieben: Sie sind um ihrer selbst willen direkt moralisch zu berücksichtigen und gehören deshalb zu unserer moralischen Gemeinschaft. Mit einem *inhärenten Wert* ist demgegenüber meist ein bestimmter, besonders schwer wiegender Eigenwert gemeint. Er besagt, dass ein Lebewesen im kantischen Sinne Selbstzweck ist (unabhängig von seinem möglichen instrumentellen Wert für Dritte) und deshalb als Träger von Interessen und Bedürfnissen auch bestimmte Rechte hat, etwa ein ihm eigenes Recht auf Leben. Diese Definition folgt zumindest der prominenten Theorie von Tom Regan (Regan 2007) (vgl. zu den Grundbegriffen der Tierethik Benz-Schwarzburg 2012, 193ff.).
- 7 Das Pig Cognition Lab befindet sich bei Bad Vöslau und gehört zum Messerli Forschungsinstitut der Veterinärmedizinischen Universität Wien, Universität Wien und Medizinischen Universität Wien.
- 8 Oft wird aufgrund des Anthropomorphismus-Verdachts oder aufgrund des Unbehagens, dass unser Verständnis von bestimmten Kompetenzen und Fähigkeiten von vorne herein anthropozentrisch sein könnte, davor zurückgeschreckt, im Falle von Tieren von bestimmten Fähigkeiten und Eigenschaften wie etwa echten „Freundschaften“ zu sprechen. Es gibt allerdings keinen Grund, Freundschaft anthropozentrisch zu definieren und von vorne herein nur beim Menschen anzunehmen (zur empirischen Erforschung von Freundschaft bei Tieren s. z. B. Massen 2010; Massen et al. 2010; Massen & Koski 2014). In anderen Wissenschaftsdisziplinen, in denen der Mensch auch ein Tier ist (in der Ethologie z. B.), wird inzwischen bewusst nicht mehr alles in Anführungszeichen gesetzt, was ursprünglich für den Menschen reserviert war (dies sind übrigens Entwicklungen, die sich durchaus kritisch mit Anthropomorphisierung, Anthropozentrismus oder auch beispielsweise mit dem Begriff der Natur auseinandergesetzt haben). Wenn alle beim Menschen beschriebenen und definierten Phänomene grundsätzlich anthropozentrisch – und deshalb auf Tiere nicht anwendbar sind – dann gerät man in eine bedenkliche Logik der „humanen Parameter“, die wiederum alle ungeeignet sind, um Tiere zu beschreiben. Diese Logik würde in letzter Konsequenz jedes Sprechen über Tiere unmöglich machen. Auch „Bewusstsein“ und „Selbstbewusstsein“, „Kultur“, „Sprache“ etc. sind schließlich mit vielen Phantasmen und Wertungen versehene, humane Parameter. Auf welche Konzepte und Begrif-

fe trifft dies im Übrigen nicht zu? Während man also einen wissenschaftskritischen Standpunkt grundsätzlich teilen kann und immer bemüht sein sollte, bestimmte kognitive Kompetenzen biologisch-basal und nicht-anthropozentrisch zu definieren (s. Benz-Schwarzburg 2012), kann man einen radikalen Skeptizismus oder radikalen Konstruktivismus zurückweisen, nach dem es schlicht kein objektiveres im Gegensatz zu weniger objektiverem Wissen oder schlicht gar kein „vorbelastetes“ Sprechen über Tiere gibt. Dass wir immer in unseren Begriffen denken (die historisch kulturell aufgeladen sind) bedeutet nicht, dass man gar nicht mehr sinnvoll sprechen kann. Dies ist gewissermaßen epistemisch trivial und muss auch nicht immer, wenn man über Tiere schreibt und spricht, thematisiert werden.

Literatur

- BASTIAN, B., LOUGHNAN, S., HASLAM, and N. RADKE, H.R.M. (2012): Don't mind meat? The denial of mind to animals used for human consumption. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 38(2): 247-256.
- BENZ-SCHWARZBURG, J. (2012): *Verwandte im Geiste - Fremde im Recht. Sozio-kognitive Fähigkeiten bei Tieren und ihre Relevanz für Tierethik und Tierschutz*. Erlangen: Harald Fischer.
- CAVALIERI P., SINGER P. (1993): *The great ape project*. New York: St. Martin's.
- IRVINE (2004): Pampered or enslaved? The moral dilemmas of pets. *International Journal of Sociology and Social Policy* 24(9): 5-17.
- JOY, M. (2011): *Why we love dogs, eat pigs, and wear cows: an introduction to carnism*. San Francisco: Conari.
- MACHO, T. (2015): *Schweine. Ein Portrait von Thomas Macho*. Berlin: MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH.
- MACHO, T., Stiftung Schloss Neuhausenberg (Hrsg.) (2006): *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*. Berlin: nicolai.
- MARINO, L., COLVIN, C. M. (2015): Thinking pigs: a comparative review of cognition, emotion, and personality in *Sus domesticus*. In: *International Journal of Psychology* 28. <http://escholarship.org/uc/item/8sx4s79c>, 08/08/2015.
- MASSEN, J. J. M. (2010): 'Friendship' in macaques. Economics and emotions. PhD thesis, Utrecht University, Utrecht.
- MASSEN, J. J., STERCK, E. H., & DE VOS, H. (2010): Close social associations in animals and humans: functions and mechanisms of friendship. In: *Behaviour* 147(11): 1379-1412.
- Massen, J. J., & KOSKI, S. E. (2014): Chimps of a feather sit TOGETHER: chimpanzee friendships are based on homophily in personality. In: *Evolution and Human Behavior* 35(1): 1-8.
- MELLINGER, N. (2001): Wer bist du? Kann man dich essen? ... Wie schmeckst du? Eine kurze Geschichte des Fleisches. In: ZDF-

nachtstudio (Hg.): Mensch und Tier: Geschichte einer heiklen Beziehung. Stuttgart: Suhrkamp.

MIZELLE, B. (2011): Pigs. London: Reaction Books.

REGAN, T. (2007): Die Tierrechtsdebatte. In: Interdisziplinäre Arbeitsgemeinschaft Tierethik (IAT) (Hg): Tierrechte: Eine interdisziplinäre Herausforderung. Erlangen: Harald Fischer, 71-88.

STEPHAN, C. (1990): Aus den Memoiren einer Schweinezüchterin. In: Die Rübe. Magazin für kulinarische Literatur 2: 113-121.

STEWART, K., COLE, M. (2009): The conceptual separation of food and animals in childhood. In: Food, Culture and Society 12 (4): 457-476.

THE HELSINKI GROUP (2010): Declaration of rights for cetaceans. <http://goo.gl/4M68qM>, 03/08/2015.

WHITE, T. (2007): In defense of dolphins: the new moral frontier. Malden (MA); Oxford; Victoria: Blackwell Publishing.

Das Repräsentier oder Becoming Animal: Wenn der die Künstler_in zu einer Makrele wird, die eine Katze verspeist.

Musikalische Fragmente im Mix, mit einer
Einleitung.

Mix und Text von Samuel Camenzind

„M13“ könnte die Bezeichnung für eine Autobahn oder einen amerikanischen Maschinengewehrtyp sein. Nach einer zoologischen Systematik steht sie jedoch für den dreizehnten maskulinen Jungbären, der vor ein paar Jahren in einem Ansiedlungsprojekt für internationales Medienecho sorgte. Zu einem Eigennamen wie der seines Verwandten Knuut, dem Eisbären, hat es nicht gereicht. M13 wurde am 19. Februar 2013 im Kanton Graubünden erschossen. Der Braunbär wurde als Risikobär eingestuft, weil er „systematisch in Siedlungen nach Nahrung suchte, Menschen am Tag folgte und trotz wiederholten Vertreibungsaktionen auch nach dem Winterschlaf keine Scheu zeigte“. Die Schweizer Behörden vermuten, dass M13 dieses problematische Verhalten bereits in Italien erlernt hat. Da es nach der Medienmitteilung des Bundesamtes für Umwelt und des Bau-, Verkehrs- und Forstdepartements Graubünden „aus tierethischer Sicht fragwürdig ist, einen wilden Bären in einem Gehege einzusperren“ wurde er „konsequenterweise“ erschossen. Dass der *Nuisance Bear* der österreichischen Polizei zum Fund einer Leiche im tirolischen Spiss verhalf, fand keine Berücksichtigung in ihrer Beurteilung.

Nach Sue Donaldsons und Will Kymlickas Terminologie in *Zoopolis* ist M13 ein Musterbeispiel eines unverbesserlichen „*Liminal Animal*“, ein Grenzgängertier, das die Kategorien Wildtier und Haustier sprengt und Grenzen überschreitet. Der Begriff des „Grenzgängertiers“ muss bei M13 aber um verschiedene Bedeutungsdimensionen erweitert werden. Er missachtete in seinen Streifzügen trotz Vergrämungsaktionen mit Gummischrot und Knallpetarden mehrfach die Grenze zwischen Natur und Kultur. Auch ein Zusammenprall mit der Rhätischen Bahn lehrte ihn keines Besseren. Im Dreiländereck Italien, Österreich und der Schweiz ignorierte er spöttisch geographische und politische Grenzen. Nun setzt er sich selbst *post mortem* über sie hinweg.

Eigentlich im *Museo Poschiavino* als Präparat konserviert und sicher verwahrt, holt ihn der Schweizer Mundart-Reggae Künstler Stereo Luchs mit einem Song aus der verstaubten Gruft und führt ihn mit 83 Beats pro Minute im Passgang spazieren. Der Tribut an M13 wird auf dem neu eingespielten Instrumental „M16“ im narrativen Stil des 80er-Jahre Reggae erzählt. Der fiktionale Song handelt von M13, der ein begnadeter Sänger gewesen sein soll und kurz vor dem Durchbruch stand. Die bevorstehende Karriere des Braunbären findet jedoch mit seinem Abschuss ein abruptes wie tragisches Ende.

Die Idee eines Bären, der sich gesanglich betätigt, ist jedoch weniger aus der Luft gegriffen als es auf den ersten Blick erscheint. Im jamaikanischen Musikgenre tummeln sich viele Künstler_innen, die sie mit einem Tiernamen zieren. Neben Stereo Luchs fallen darunter zum Beispiel auch Super Cat, Elephant Man, Red Rat, Black Rhino oder Mad Lion. Man bedient sich aber auch tierischen Fabelwesen und Monstern wie King Kong, Red Dragon, Goofy, Pink Pantha oder Gongzilla. Letzteres ist einer der Künstlernamen von Damian „Jr. Gong“ Marley, Sohn der Reggaelegende Bob Marley.

Wie der Name Red Rat andeutet, dienen nicht nur „würdevolle“ Tiere der Big Five als Namensgeber, sondern auch Insekten (Madd Spider), Reptilien (Daddy Lizzard, Mad Cobra, Silver Turtle), Fische (Gospel Fish, Major Mackerel, Ranking Fish Eye) oder Würmer (Earthworm).

Die Klassifikation der Katzenartigen wie Super Cat, Top Cat, Junior Cat oder Stereo Luchs sind insofern eine Sonderfall, da sie aufgrund ihres Sprechgesangstils eine eigene Kategorie bilden, die sich klar von jener der Unpaarhufer Zebra und Burro Banton (Packesel) oder der Nagetiere wie Eek a Mouse oder Red Rat unterscheidet.

Im Reggae und Dancehall wird also nicht nur inhaltlich über das Tier oder metaphorisch mit dem Tier gesprochen, die Künstler_innen sprechen und singen als Tiere. Wer sich wessen bemächtigt, wer als bzw. durch wen spricht ist nicht eindeutig bestimmbar. Spätestens beim Anhören des onomatopoetischen Gesangstils eines Major Mackerel oder Duckmans löst sich der_die Künstler_in in den Tierlauten komplett auf. Die chimären- und chameleonartige Kreatur, die sich in Prozessen der Eigenbezeichnung und durch Selbstinszenierung stetig erschafft, die sich in intertextuellen Fremdbezeichnungen durch andere (Tier-) Künstler_innen, Ansagen von DJs und Anreden von Journalist_innen manifestiert, diese Kreatur könnte man das „Repräsentier“ nennen. In ihm beginnt der Repräsentant und das repräsentierte Tier in einer Metamorphose zu verschwimmen. So ist auch das Repräsentier ein Grenzgängertier, das die Grenzen zwischen Fiktion und Realität, Bühne und Zuschauerraum, *Public and Privacy* auflöst.

Im Gegensatz zu M13 wurden Künstler_innen wie Super Cat, Zebra und Tiger nicht gleich erschossen, wenn sie sich über gesetzliche Grenzen hinweggesetzt haben, sondern lediglich hinter Gitter gesteckt. Aufgrund dieser Inkonsequenz ist uns ein riesiger Fundus musikalischer Zeugnisse der Tierkünstler_innen erhalten geblieben.

Im traditionellen Genre des Mixes sollen einige ihrer Songs fragmentarisch vorgestellt werden. Da in einem Mix der eine Song den anderen quasi verschlingt, kann es durchaus vorkommen, dass eine Katze von einer Makrele oder ein Elefant von einer Maus verspeist wird.

„M13“ findet sich auf dem Sampler Pegel Pegel! Vol. 1 und als 7'' Single-Auskopplung. Beide sind 2014 beim Label Pegel-Pegel!, Zürich erschienen.

„Zoopolis - A Political theory of Animal Rights“ erschien 2011 bei Oxford University Press (dt. Zoopolis. eine politische Theorie der Tierrechte, Suhrkamp 2013).

Nomenklatur von Reggae und Dancehall-Künstler_innen:

Alley Cat, Ants Man, Bad Dog, Birdy Brown, Black Lion, Black Mice, Black Pantha, Black Rat, Black Rhino, Bling Dawg, Blue Fox, Brown Lion, Burro Banton, Bully Cat, Camelion, Cheshire Cat, Chicken Chest, Chicken Hawk, Colin Roach, Copper Cat, Daddy Ants, Daddy Lizzard, Daddy Rat, Daddy Shark, Daphne Bluebird, DJ Chicken, Dirty Dog, Duckman, Ducky Ranks, Dr. Cabull Bird, Droop Lion, Earthworm, Eek a Mouse, Elephant Man, Falcon, Fire Fly, Fire Lion, Galawasp, Garrion Hawk, Geico Lizzard, Ghetto Lion, Goofy, Gongzilla, Gorilla Man, Gospel Fish, Grizzly, Grizzly Cat, Hawkeye, Hawk Man, Hornsman Coyote, Horseman, Hot Dog, Jagwa, Jah Bird, Jah Bull, Jah Lion, Jah Swallow, John Mouse, Junior Cat, Junior Lion, Junior Tiger, Kangaroo, Killa Cat, Killer Bees, King Kong, Lady Mackerel Leopard, Leroy Gibbons, Lion Club, Lion Face, Lion Heart, Lion King, Lion Melody, Lion Paw, Lion Youth, Lord Flee, Mad Cobra, Mad Lion, Madd Spider, Major Cat, Major Fox, Major Mackerel, Mr. Chicken, Mr. Mutton, Mr. Chicken, Parrot, Paul Fox, Pelican, Pink Pantha Pitbull, Professor Grizzly, Ranking Cobra, Ranking Fish Eye, Raw Dawg, Red Dragon, Red Fox, Red Monkey, Red Rat, Roaring Lion, Roger Robin, (Major) Sardine, Scorpion, Shot Dog, Silver Cat, Silver Fox, Silver Turtle, Singing Bird, Snake Man, Snagga Puss, Snatcher Dog, Snoop Lion, Spider, Spider Man, Spider Cat, Stereo Luchs, Super Beagle, Super Cat, Taranchyla, Tenor Cat, Tenor Fly, Terrible Cat, Tiger, Top Cat, Tuff Lion, Tumpa Lion, Turtleman, Tweetie Bird, Unicorn, WASP, White Cat, White Mouse, White Belly Rats, Wild Cat, Wolfman, Wolf Pack, Yellow Bird, Yogie, Zebra*

*Wertvolle Hinweise und Anregungen zur Nomenklatur stammen aus einem Forumsthread auf www.dancehallmusic.de. Vielen Dank an die User: done, Fusy!, rEaDy2rOcK, Selektor K Shogun, Smart.

Blue Life

Kelly Oliver

This blue life
This bothered dream
Always more forgotten than remembered
This spark-shooting pinwheel
Spinning full-tilt until dead
This long scary night
With no nightlight
That ends much too soon.

Soundtrack zum Heft

MÖSTRÖM: Kugelfisch

Susanna Gartmayer // Bass Clarinet

Elise Mory // Keyboards/Piano

Tamara Wilhelm // DIY Electronics

Erschienen auf dem Album *we speak whale* bei
UNRECORDS (2015): [http://unrecords.me/
pr-unrec09.htm](http://unrecords.me/pr-unrec09.htm)

<http://moestroem.klingt.org/>



Impressum

Sublin/mes. philosophieren von unten. a queer reviewed journal.
Heft#6, Wien 2016.

Medieninhaberin und Herausgeberin:

Aktionskollektiv Philosophieren von unten = AKPhu.

Kontakt: [sublines\[ät\]rocketmail.com](mailto:sublines@rocketmail.com);

<http://sublinesblog.wordpress.com/>.

Erscheinungsort: 1020 Wien.

Mitarbeiter_innen der vorliegenden Ausgabe:

Valérie Baumann, Judith Benz-Schwarzburg, Samuel Camenzind,
Martin Huth, Esther Hutfless, Peter Kaiser, Veronica Lion,
Friederike Mayröcker, Kelly Oliver, Elisabeth Schäfer, Bettina
Schmitz, Tanja Traxler, Kerstin Weich, Zivo (Zivoslav Ivanovic).
Soundtrack zum Heft: „Kugelfisch“ von MÖSTRÖM (Susanna Gartmayer
- Bass Clarinet; Elise Mory - Keyboards/Piano; Tamara Wilhelm
- DIY Electronics): we speak whale (12-inch Vinyl/CD/MP3),
Unrecords: <http://unrecords.me/pr-unrec09.htm>.

Coverbild: Esther Hutfless.

Centerfold: Živo (Zivoslav Ivanovic).

Abbildungsnachweis: S. 37: Foto von Esther Hutfless; S. 38: Foto
von Christiane Wilke, Schwarm 2 (Flickr, Creative Commons); S. 43:
Foto von Roger Smith, Swarm (Flickr, Creative Commons); S. 44: Foto
von kurbeltreter20, Schuppen crop_1599 (Flickr, Creative Commons);
S. 50: Grafik von Sloyment [CC0], via Wikimedia Commons ([https://
upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/ae/Katze.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/ae/Katze.jpg)); S. 63 Bild
von Judith Benz-Schwarzburg.

Layout und Logo: Esther Hutfless.

Lektorat: Esther Hutfless, Peter Kaiser, Elisabeth Schäfer.

Sublimes

<http://sublinesblog.wordpress.com/>